

SCHLESISIEN

APRIL/MAI 1941



HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN · BRESLAU · JAHRG. 3 NR. 4/5 · 1.-RM

Breslau

SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

3. JAHRGANG · APRIL/MAI 1941 · FOLGE 4/5

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.
GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT

MICHAEL GELENAU: Eroberung des Gebirges	70
PROF. DR. HERMANN AUBIN: Die Schlacht auf der Wahl- statt bei Liegnitz am 9. 4. 1241	75
DR. ERICH MEYER-HEISIG: Die kunstreiche Gesellschaft der Glasmacher	77
HERBERT VOGT: Die Visitenkarte aus blauem Granit	81
PROF. ERNST BERDEL: Bunzlauer Tonwaren	82
ERNST SCHINDLER: Der schlesische Weinbau muß poussieret werden.	89
Berichte	93

TITELBILD ZU: DIE SCHLACHT AUF DER WAHLSTATT
ZEICHNUNG VON GEORG MÜLLER BRESLAU

FRÜHLING IM RIESENGEBIRGE
AUS DEM IN KÜRZE IM SCHLESIEN-
VERLAG ERSCHEINENDEN BUCHE
„ZEHNFACH INTERESSANTES LAND“
AUFNAHME: KARL FRANZ KLOSE





AN DER LOMNITZ OBERHALB KRUMMHÜBEL · RIESEN GEBIRGE

AUFN.: K. F. KLOSE

ER O B E R U N G D E S G E B I R G E S

Unerforschlich großer Gott!
Was sind hier für Wunderwerke?
Wer begreift Deine Macht?
Wer begreift Deine Stärke?

Kalpar Gottlieb Lindner, Arzt zu Hirschberg,
ins Koppenbuch geschrieben am 3. August 1736.

V O N M I C H A E L G E L E N A U

Auf den Bergen und in den Wäldern wohnt die Gottheit. Wir wollen hier nicht vom Glauben der verschiedenen Völker sprechen, sondern nur einmal die schlichte Tatfache und die große Wahrheit feststellen, daß jeder Fühlende, der im Wald und auf Bergeshöhen schreitet, Gott näher ist als im Gewirre einer Stadt. Die mannigfache Bergwelt war für die Menschen der Vor- und Frühgeschichte auch in unserer Heimat etwas Gewaltiges. Das brachte einmal ihre Unwegsamkeit und Unnahbarkeit mit sich, vor allem aber waren es immer wieder die großen Naturgewalten vom Wind bis zum rasenden Sturm, der Stämme des Waldes zerbrach, vom Wasser, das als fruchtbarer Segen das Land zu Füßen der Berge tränkte, das aber auch als furchtbare Gewalt verheerend

über die Felder rauschte. So kam von den Bergen herab Segen und Freude, aber auch Unheil und Not. War es ein Wunder, daß die Menschen den Thron der Götter in die Berge ihrer Heimat verfesten? Wir wollen hier nicht von der unermesslichen Vielfalt der schlesischen Berglandschaft sprechen, sondern den Begriff des Gebirges umgrenzen mit wenigen Beispielen, vornehmlich aber wollen wir das Gebirge betrachten, das allen Schlesiern am stärksten ans Herz wuchs durch den Lauf der Jahrhunderte, das Riesengebirge, und dann wollen wir dem getreulichen Wächter Schlesiens, dem alten Siling, dem Berg der Götter, einen Besuch abstatten, und wollen einmal zu betrachten suchen, wie der Mensch im Laufe der Zeiten sich das Gebirge äußerlich und innerlich erobert hat. Vom Siling

Schreibt einer der ältesten Kunder des Landes Schlesien, der Bischof Thietmar von Merseburg, als er den Ort Nimptsch erwähnt: »Diese Stadt liegt in der Landschaft Silensi, die ihren Namen von einem sehr hohen Berg Silenz hat, der wegen seiner Größe und Beschaffenheit, weil daselbst heidnischer und verruchter Götzendienst stattfand; von den Einwohnern gar hoch gefeiert wurde.« Als dies niedergeschrieben wurde, zählte man das Jahr 1000. Das, was der Geschichtschreiber verzeichnete, hat der Spaten des fleißigen Vor- geschichtsforschers bestätigt.

Wir kennen die uralte, starke Burgmauer um den Gipfel des Siling, wir wissen um den mächtigen Steinwall, der den Gipfel des benachbarten Geiersberges umgibt. Aus der diesem Gipfel nahen Quelle, dem Goldbrunnen, wurden prächtige Opfergaben in Gestalt von glänzenden Bronzenadeln und Beilen ans Tageslicht gefördert. Die Quelle wurde verehrt als Segenspenderin und als Wohnsitz gütig waltender Kräfte. Und wenn der römische Geschichtschreiber Tacitus von einem heiligen Hain der Wandalen berichtet, der auf einem hohen Berge lag, auf dem man einem göttlichen Zwillingspaare mit Namen Alkis opferte, so dürfte sich diese alte Kunde wohl auf keinen anderen Berg beziehen, als auf den Siling. Der Vater dieses göttlichen Zwillingspaars aber war Thor, der Alte, der über Donner und Blitz gebot und mit dem Zeichen seiner Würde, dem mächtigen Hammer, über die Wolken fuhr. Das ist der Geist des Gebirges in seiner Naturgewalt. Diesen Berggeist treffen wir in den verschiedensten Berglandschaften Schlesiens bis hinunter nach Siebenbürgen in den verschiedensten Namen. Er hat sich im Laufe der Jahrtausende vom gewaltigen Gott der Germanen gewandelt zum Kobold, zum neckenden Dämon, mit seinem merkwürdigen doppelten Wesen, der Armen und Beladenen Gutes tut und Hoffärtige oder Kalthertzige übel erschrickt oder gar zurichtet. Aber es ist manchmal gar kein Gefetz in ihm. Mitunter streut er ohne Wahl seinen Segen und auch ohne Wahl seinen Fluch. Er ist, und das läßt sich nicht leugnen, kleiner geworden von Gestalt und von Machtfülle seit den uralten Zeiten, da er als Thor mit dem Hammer über die Wolken fuhr. Auf dem Mönchsberge bei Goldberg heißt er der Mönch, der dort sein Wesen treibt. Im Eulengebirge heißt er bezeichnenderweise »der General«, auf der Heuscheuer wird er der »Heuscheuervirt« genannt, auf dem Habelschwerdter Kamm treibt der »Vogelhannes« sein Umwesen, und auf unserem alten Riefengebirge ist es »Rübezahl«, der einzige der Berggeister, dessen Ruf weit über das schlesische Land hinausgegangen ist, seit ihn der Weimarer Gelehrte Musäus in der deutschen Märchenwelt so volkstümlich gemacht hat. Das Schrifttum über unseren schlesischen Berggeist Rübezahl ist ebenso vielfältig wie anziehend, und wer eine Übersicht über diese Fülle kennenlernen will, der lese die kluge und schöne Zusammenfassung von Josef Klapper im Schlesienbändchen »Rübezahl«. Wer aber das Wesen dieses Berggeistes erfassen will, in dem sich das Wesen der Riefengebirgslandschaft widerspiegelt, der nehme Carl Hauptmanns Rübezahlbuch in die Hand und lese es Kapitel für Kapitel. Es dürfte dieses Buch in keiner Bücherammlung heimatliebender Schlesier fehlen. Vom Thron der Götter hat sich so das Gebirge in der Zeiten Lauf gewandelt bis zum Schlupfwinkel der Kobolde und Berggeister.

Schacht der Schätze

So drohend und unnahbar auch seit Urzeiten dieser Thron der Götter in den Ather hinauftragte, so haben doch schon bald die Menschen sehr nüchternen Sinnes versucht, Werkstoffe und Schätze zu heben aus der Tiefe seiner Stufen. Wenn wir die schönen Serpentinsteinebeile, die Hacken und Ätze bewundern, die schon vor fünftausend Jahren aus dem im Tagbau am Abhange des Siling gebrochenen Gestein gefertigt wurden, wenn wir die alten kleinen Granitbrüche betrachten, aus denen am Fuße des Berges schon in vor- und frugeschichtlicher Zeit Mahlsteine gewonnen wurden, so sehen wir, daß die Bewohner Schlesiens den alten Götterberg, auf dessen Gipfel sie die Gottheit verehrten, sich ihren Bedürfnissen wohl nutzbar gemacht haben. Je weiter aber die Zeit eilt, desto unablässiger und planvoller gehen die Menschen den Schätzen der Berge zu Leibe. Nüchterne Wirtschaftler und abenteuerliche Schatzsucher, sie sind es beide gewesen, die auch unser Riefengebirge durchforschten und erschlossen. Vergessen wir nicht, daß schon im Jahre 1366 die »glasehutte in dem Schribirshau« urkundlich erwähnt

wird, und daß wenige Jahre später in einer weiteren Urkunde gefagt wird, »alz sie von alldirs gelein hot«, das heißt, als sie von altersher dort gelegen hat. Sie ist also zweifellos in die Zeiten der deutschen Wiederbesiedlung zu setzen; ihre Vorgängerin aber hat sie sicher in dem malerischen und einsamen kleinen Quirltal, hinter der Bismarckhöhe bei Agnetendorf gehabt, denn dort findet man heute noch die Reste von Glasflüssen und Glaschlacken. Später erst wird sie in die waldreichere Gegend von Schreiberhau und in die möglichste Nähe des großen Quarzvorkommens, des weißen Flinz, westlich der Abendburg, verlegt worden sein. Doch nicht nur der weiße Stein, der Quarz, und der Reichtum des Waldes verlockten die Menschen, das seltene und kostbare Glas in mühsamer Arbeit zu fertigen, nein, da gab es noch mehr Schätze, die nur zu suchen und zu finden waren und durch die man vielleicht schneller zu Reichtum gelangte als durch mühselige harte Arbeit. So sind schon frühzeitig Schatzsucher von Welschland in unsere schlesischen Berge gekommen, denn daß hierzulande Gold gegraben wurde, das war ja schon jahrhundertlang bekannt. Das Schwemmsandvorkommen des Goldes in den Vorbergen des Riefengebirges, im Schutt des uralten Kaschbachbettes über Goldberg, wurde ja schon vor der deutschen Wiederbesiedlung primitiv ausgewertet, und erst die deutschen Siedler haben den Goldbergbau mit deutscher Gründlichkeit betrieben. Wer heute auf der schönen Straße von Goldberg nach Schönau dem Riefengebirge zustrebt, der fährt gerade auf dieser Wegstrecke an den alten Halden dieses mittelalterlichen Bergbaus vorüber. Die Kunde jenes Vorkommens war im Abendlande lebendig, als Antonius aus Florenz um 1410 das Riefengebirge durchstreift, an der alten Schreiberhauer Glashütte vorbeiwandert und seinen Wanderweg mit allen Einzelheiten sorgfältig verzeichnet. Die »Walenbücher« und die ungefügen Merkzeichen, die die Schatzsuchenden Walen, die Welschen, in auffallende Felstücke eingemeißelt haben, sie sind die ältesten Urkunden der Schatzsuchenden Menschen in unserem heimatlichen Riefengebirge. Ein solcher Walenstein wurde vor Jahren nach dem Sudetenmuseum nach Hirschberg gebracht, und im danebenstehenden Glaschrank können wir eines der alten Walenbücher betrachten. Wenn einer dieser Walen, wie er berichtet, sich auf acht Tage mit Mundvorrat versieht, um auszuhalten zu können in dem wilden Gebirge, wie er bei klarem und warmem Wetter den Riefenberg - das ist die Schneekoppe - bestiegen hat, und wie er dann in den Aupagrund hinabgekrochen und dort unten viele Gerippe von toten Menschen gefunden, die sich nicht genügend versorgt hatten und vor Hunger umgekommen sind, und wie er bei diesen Totengebeinen Edelgesteine und

BLICK VOM KYNAST NACH SAALBERG · AUFN.: K. F. KLOSE



gesammeltes Gold gefunden, so können wir uns eine Vorstellung machen von der graufamen Einöde, die damals über dem Gebirge lag. Planvoll aber und mit nüchterner Überlegung wurde das Riesengebirge von der böhmischen Seite her um die Mitte des 16. Jahrhunderts angegriffen. Der Pionier dieser bergbaulichen Durchforschung ist der Trautenauer Simon Hüttel. Als er 1558 mit drei Begleitern nach der Goldgrube im Pfaffenwald spürte, hat er viele alte Walenzeichen gefunden und hat dies in seiner Trautenauer Chronik sorglich vermerkt. Er berichtet, wie überall in diesem Revier schon damals der Bergbau blühte, wie an der Aupa nicht weniger als 371 Holzknechte tätig waren, die als Facharbeiter aus Tirol in das Riesengebirge geholt wurden. Hüttel ist auch der erste gewesen, der das Riesengebirge vermessen, und es war ein für die Kenntnis unseres heimatlichen Gebirges höchst bedeutungsvoller Fund, als Heinrich Kohlhausen, der damalige Leiter der städtischen Kunstsammlungen Breslau, die »mapa und abris des ganzen refieres und der herschaft trautnaw« im Kunsthandel durch einen Zufall erwerben konnte. Dieses eigenartige altersdunkle Kartengemälde ist die heute bekannte älteste Darstellung des Riesengebirges. Wir verdanken sie der wirtschaftlichen Erschließung dieser Bergwelt, und es ist bemerkenswert, daß auf diesem Kartenbild wie auch auf der ältesten Landkarte Schlesiens, die der Breslauer Rektor der Elisabethschule Martin Helwig 1561 zeichnete, der Berggeist »Rubenczal« in abenteuerlicher Tiergestalt dargestellt worden ist. Der alte Thron der Götter war selbst im Schacht der Schätze nicht vergessen.

Feld der Wissenschaft

Wenn wir allein das umfangreiche Schrifttum betrachten, das sich mit der Erforschung des Siling beschäftigt, dann können wir schon an diesem einen Beispiel mit stolzer Genugtuung erkennen, daß die Schlesier es sich seit Jahrhunderten angelegen sein ließen, ihre Berge geistig zu erobern. Nun hat ja ein Berg wie der Siling der Wissenschaft vergangener Jahrhunderte eine Fülle von Rätseln aufgegeben. Da waren es zunächst die in der Tat rätselhaften Steinbildnisse, die vom Berggipfel über seinen Abhang verstreut lagen, wie die »Jungfrau mit Fisch«, der heutige Peterstein, die Löwen zu Gorkau und der an der Zobtener Kirche, die »Sau«, der »Pilz« und wie sie alle heißen. Dazu kamen die merkwürdigen durchlocherten Scheiben, die in alten Gruben im Walde gefunden wurden - heute kennen wir sie als Mahlsteine, die der frühgeschichtliche

Steinmetz brach. Wenn wir aber die wissenschaftlichen Werke des 17. und 18. Jahrhunderts nachblättern, die sich mit dem Siling beschäftigen und die in fauberen Kupferstichen jene Gebilde darstellen, dann nehmen wir wahr, wie sich damals die Wissenschaft bemühte, diese Rätsel zu ergründen. Wenn sie dabei auch in die merkwürdigsten Spekulationen verfiel, so war es doch ein ehrenwertes Suchen und ein eingehendes Beschäftigen.

Betrachten wir aber das gegenwärtige Schrifttum des Siling, so können wir stolz darauf sein, mit welcher Liebe gerade dieser Berg durchforscht wurde, und wir wollen hier zwei Namen festhalten, den des verstorbenen Dr. Lustig und den des in unermüdlicher Frische forschenden Dr. Geschwendt. Wenn die Silingforschung mehr ein Sondergebiet darstellt, mit dem sich ein kleinerer Kreis mit eingehender Liebe beschäftigt, so zog das Riesengebirge die verschiedensten Gelehrten schon im Zeitalter des Humanismus mächtig an. Bemerkenswert ist es dabei, daß die wissenschaftliche Erforschung dieser Berge von der schlesischen Seite her in Angriff genommen wurde, während seine wirtschaftliche von Böhmen her vorgetrieben worden war. Die Landschaftsbeschreiber vom Beginn des 16. Jahrhunderts sehen allerdings das Riesengebirge nur aus der Ferne. Ihnen sind die »böhmischen Berge« in ihren Einzelheiten noch unbekannt. Der älteste gründliche Beschreiber Schlesiens, Barthel Stein, überliefert uns als erster den Namen »Berg der Riefen« und erzählt, daß dort oben ein See von unergründlicher Tiefe sich befinden soll. Daß die Elbe auf jenen Bergen entspringt, war dem Breslauer Stadtschreiber Faber schon bekannt, aber immer noch sind sich die Gelehrten dieses Jahrhunderts darüber uneinig, wie denn dieser ganze Gebirgszug genannt werden soll. Kein Geringerer als Philipp Melanchthon hat den gesamten Bergzug, der Schlesiens von Böhmen trennt, Sudeten genannt, und sein Schüler, der Freystädter Arzt, Joachim Curaeus, führt für einen Teil dieses Bergzuges den Namen »Riesengebirge« ein. Der erste, der sich anschickte, zusammen mit seinen Schülern das Riesengebirge wissenschaftlich zu durchforschen, war Christoph Schilling aus Frankenstein. Als er 1563 zum Rektor an die Hirschberger Lateinschule berufen worden war, unternahm er mit einer Anzahl von Schülern wissenschaftliche Wanderungen in das unwegsame Gebirge. Er hat mit ihnen die Koppe bestiegen, den Riefenberg, wie er ihn nennt, ließ seine Schüler über das Weißwasser springen, damit sie dann auf der Univerfität zu



Wittenberg sagen könnten, sie hätten die Elbe übersprungen. Mit einem mathematischen Instrument hat er versucht, die Höhe der Schneekoppe zu messen, ist allerdings dabei auf eine sagenhaft hohe Zahl von heutigen Metern gekommen. Bald aber begannen gelehrte Ärzte, in das Riesengebirge einzudringen, um den Pflanzenreichtum unserer heimatlichen Bergwelt zu erforschen. Der erste war der italienische Arzt Matthiolus, der 1507 zu Siena geboren war. Auf der Suche nach Heilpflanzen stellte er eine Anzahl von Kräutern fest, wie den Allermannsharnsch und die Raufschbeere. Auch die Bergnelkenwurz erwähnt er. Der Mann aber, der in unermüdlicher und großartiger Forschungsarbeit Gesteine, Pflanzenwelt und Tierwelt des ganzen Riesengebirges untersuchte, war der Greiffenberger Caspar Schwendfeld, geb. 1552, gewesen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß dieser Arzt den gleichen Vor- und Zunamen trägt, wie der Reformator und Sektierer Caspar Schwendfeld von Offig, der herzogliche Rat Friedrichs II. von Liegnitz. Unser Greiffenberger Schwendfeld hat als Stadtkarzer von Hirschberg diese großartige botanische und mineralogische Ausbeute auf dem Riesengebirge gemacht, und wer in seinen Werken liest, sei es in dem schlesischen »Katalog der Kräuter und Gesteine«, oder in »des Hirschbergischen Warmen Bades Beschreibung«, der steht bewundernd vor dieser Fülle der Erkenntnisse und der treffsicheren Überlieferung. Wie schön beschreibt er, um ein Beispiel zu sagen, die rostrote Alge des Veilchensteines, die »gar einen lieblichen

Geruch wie ein blau Veilchen von sich gibt, in ein Tüchlein gebunden und zu den Kleidern gelegt dienet vor die Motten«. Der Enzian war ihm ebenso bekannt wie die Fundstellen von Erzen. Mit besonderer Liebe aber widmet sich der Arzt selbstverständlich der Beschreibung der heilkräftigen Quellen. Und wenn wir in seinem Büchlein vom Warmen Bade, das er der Gattin des Georg von Schönau auf Carolath widmete, lesen, welche Kost er den Kurgästen anempfiehlt, so können wir sagen, daß die Besucher des Warmen Bades um das Jahr 1600 nicht schlecht gelebt haben. Auch vom Berggeist Rubezahl hat der eifrige Forscher viel gehört, aber er stellt fest, daß er auf seinen vielen Wanderungen von diesem bösen Geist nichts gespürt habe. Als Schwendfeld im Jahre 1609 in Görlitz starb, da konnte er das Verdienst mit ins Grab nehmen, daß »das Riesengebirge in seiner gesamten Natur, in seiner Tier- und Pflanzenwelt wie in seinen mineralischen und metallischen Schätzen ein so sorgfältig durchforschtes Land war, wie es kein zweites feinerzeit gegeben hat.«

Das ganze siebzehnte Jahrhundert fußte auf der großen Forschungsarbeit Schwendfelds, und nur einige wenige Wissenschaftler bringen neue Nachrichten und Erkenntnisse unseres Riesengebirges. Es ist aber bemerkenswert, was schon in damaliger Zeit den Beobachtern und forschenden Besuchern aufgefallen ist, wie etwa die Aufstellung der Markierungspfosten auf der Kammhöhe, oder die Anwendung von Schneereifen durch die Bewohner. Auch die Bauart und die eigentümliche Planung der Streudörfer entgeht den Forschern des siebzehnten Jahrhunderts nicht. Wir werden sehen,



KAMMWEG IM RIESENGBIRGE

AUFN.: KLEPPER

daß im achtzehnten Jahrhundert es im allgemeinen andere Gründe waren, die die Reisenden veranlaßte, die Höhen des Gebirges zu ersteigen. Ihre wissenschaftliche Erforschung und Durchforschung hat aber auch in diesem Jahrhundert nicht haltgemacht. Sie lebte ganz besonders wieder auf an seinem Ende. Goethe war 1790 durch Warmbrunn gereist, um die Koppe zu besteigen. In dem bekannten Gesellschaftsbad bewunderte er die Kunst der Steinschneider und schlug seinem Herzog vor, den Weimarer Hofgraveur zum Unterricht nach Warmbrunn zu schicken. Ein ausgezeichnete, sehr aufmerksamer Beobachter unserer heimischen Bergwelt ist der Dresdener Oberkonsistorialrat Zoellner, der seine Eindrücke in Briefen an seine Frau und an Alexander von Humboldt niedergelegt hat. Er beobachtet alles, was er überhaupt wahrnehmen kann, vor allem auch die Pflanzenwelt, die ja damals schon von den Einheimischen zu Arzneimitteln sehr genau untersucht und ausgewertet wurde. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, daß die Kräutersammler, die bekannten Krummhübler Laboranten, ebenfalls ihren Anteil an der botanischen Durchforschung des Gebirges hatten. Die Blütezeit ihrer Tätigkeit aber fällt bereits ins neunzehnte Jahrhundert, und wenn wir die wissenschaftliche Durchforschung des Riesengebirges in diesem Jahrhundert erschöpfend behandeln wollten, so würde der Raum längst nicht ausreichen. Wir wollen deshalb hier nur drei Namen nennen: Schroller, mit seiner schönen Landeskunde, die ebenso wissenschaftlich wie volkstümlich geschrieben ist, und in der sich die Kunst in der Bebilderung mit der anziehenden Vertiefung der Betrachtung verbindet; vor allem aber Partsch, dessen



AUFN.: M. SCHWEIGHOFFER

Entdeckung des Basaltdurchbruches an der kleinen Schneegrube und zahlreiche andere geologische Erkenntnisse Marksteine in der weiteren Durchforschung des Gebirges bilden. Endlich die zahlreichen Spezialwerke und -schriften über den geologischen Aufbau des alten Gebirges, die, nicht zuletzt, einen Wilhelm Bölsche zu seinen naturphilosophisch-dichterischen Schriften anregten.

Seine Beobachtungen der Kleinen Schneegrube, die er in einem seiner bekanntesten volkstümlich-wissenschaftlichen Veröffentlichungen niederlegte, sind heute noch gültig und außergewöhnlich anziehend. Und es ist ein schöner Gedanke, daß Schlesiens diesem alten, fröhlichen Kinde des Rheinlandes, dem unser Gebirge zweite Heimat wurde, im Bölsche-Grat zwischen den Schneegruben ein dauerndes Dankesdenkmal setzte. Vergessen wir nicht, daß es Bölsches Anregung war, das gesamte Riesengebirge von der Höhe des Leiterweges an aufwärts, zum Pflanzenschutzgebiet zu erklären. Eine Tat, die in ihrer Auswirkung erst einmal spätere Geschlechter recht würdigen werden.

Des Abenteurers lockendes Ziel

Wenn wir in der wissenschaftlichen Erforschung des Gebirges der Zeit vorausgeeilt sind bis in die jüngste Gegenwart, so wollen wir nun ein Jahrhundert betrachten, in dem besondere Beweggründe die Wanderer auf die damals unweglamen Höhen lockte. Es war die Lust am Abenteuer, die schon in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten, aber besonders in den ersten des achtzehnten immer wieder Schlesier und Nichtschlesier veranlaßte, die »weltberufenen« Berge einmal zu bezwingen. Seitdem der kaiserlich gekrönte Dichter Magister Johannes Praetorius im Jahre 1662 sein Werk über den schlesischen Rübezahl geschrieben hatte, »Ein ausführlicher Bericht von dem wunderbarlichen, sehr alten und weit beschriebenen Gespenste, welches sich auf den Gebürgen in Schlesien und Böhmen den Wanderleuten zum Offtern in possierlicher und mannigfaltiger Gestalt und seltsamen Verrichtungen erzeiget«, waren die schlesischen Riefenberge in deutschen Landen eben umweht vom Schauer des Geheimnisvollen. So war es erklärlich, daß dieses abenteuerlustige

Zeitalter des Barocks Wanderer von nah und fern nach seinen Höhen rief. Wenn wir die Koppenbücher jener Jahre, die damals in der letzten Übernachtungsstätte, der heutigen Hampelbaude, auslagen, in ihren Eintragungen nachlesen, so werden wir finden, daß es immer wieder Wissbegierige, irgendwie geistig Bewegliche, zum mindesten aber Menschen über dem Durchschnitt der Menge waren, die sich zu einer solchen abenteuerlichen und für damalige Zeiten nicht ungefährlichen Wanderung anschickten. Ob es nun Studenten, weitgereifte Edelleute, Musiker und Schuhmacher, Ärzte oder Grundherren aus der Umgegend waren, immer wieder klingt aus diesen Eintragungen die stolze Feststellung, nach mancherlei Mühsalen etwas erlebt zu haben. Es waren allzumal »curiose« Reisen, die man unternahm, das sind Reisen, die aus Wissbegierde ausgeführt wurden, und die dann auch zum Teil in »curiosen« Denkwürdigkeiten niedergelegt wurden, wie dies der zu seiner Zeit bedeutende Chronist Friedrich Lucae getan hat. Dabei stoßen solche Reisende, wie gerade Lucae, auf die in Weltabgeschiedenheit lebenden Gebirgler, die ihnen mitunter unheimlich vorkommen. Allmählich gehörte es zum guten Ton und wird geradezu Mode, die Koppe erstiegen zu haben, wenn man in Warmbrunn gewesen ist, und der Verfasser des »Schlesischen Robinsons« empfiehlt, in »Eines schlesischen Edelmannes denkwürdiges Leben« dem Helden seiner Erzählung, unbedingt das Riesengebirge und die Schneekoppe zu besteigen und »dem schlesischen Rübezahl, von dem Johannes Praetorius so viel Lügen aufgezeichnet, in seinem dortigen Quartier eine Visite zu machen«. Der Rübezahl steht überhaupt im Gedankenkreise jener Wanderer, je nach Art ihrer Einstellung, an der Spitze ihrer Erfindungen. Und wenn der Schuhmacher und Musiker Christoph Baumerth seine Eintragung in das Koppenbuch mit den drastischen Worten beginnt:

»Rübezahl, du Rabenaas,
diese Reife war kein Spaß!«

so ist das die naive Volksstimme, die über die Beschwerlichkeiten mit diesem Stoßseufzer zu berichten beginnt. Der Theologe George Böhring aus dem nahen Jannowitz aber vergleicht den Zobten mit der Koppe:

Wer beide hat gefehnt,
Der saget ohne Scheu,
daß jener nur ein Zwerg,
und der ein Riefe sei.

Am Johannesfest 1696 hatte er »bei ziemlich gutem Wetter die Koppe glücklich erstiegen«. Das Jahr darauf aber besteigen bei aus-erwähltem, schönem Wetter am 31. August Herr Johann Ulrich, Freiherr von Schaffgotsch auf Plachwitz und Alexander Josef Freiherr von Mennich in Begleitung des ehrwürdigen Pater Eustachius Kahl zur Austreibung des Rübezahls die Schneekoppe. Und am 15. September läßt sich der Herr Graf Christoph Leopold Schaffgotsch bis in die Baude tragen und am kommenden Morgen bis auf die Riefenkoppe. Es ist »oben aber ganz neblig gewesen«. Diese Eintragung in das Koppenbuch hat Carl Hauptmann den Stoff zu einem der köstlichsten seiner neuen Rübezahlgeschichten gegeben: »Wie Rübezahl wegen eines Stammvaters der Hechte Rache nahm.« Wir wollen sie nicht verraten, sondern unsere Leser ein wenig wissbegierig machen, diese in der Tat »curiose« Geschichte einmal selbst in dem schon erwähnten Rübezahlbuch nachzulesen. Sehr charakteristisch ist die etwas melancholische Eintragung des berühmten Statthalters in Böhmen, des Grafen Franz Anton von Sporck vom 29. Juni 1723:

Heut bin ich hier, morgen nicht mehr,
Wer weiß, ob übers Jahr ich komme wieder her.

Wir denken dabei an diesen außergewöhnlich merkwürdigen Barockmenschen, der sich in den böhmischen Vorbergen in Kukus sein reizendes Luftschloß am Abhänge eines Tales erbauen ließ, und auf der anderen Talseite in der Achse eines von ihm gestifteten, langgestreckten Klostergebäudes unter einer prunkvollen Kirche seine Totengruft zu ebener Erde bei Lebzeiten so bauen ließ, daß die ewige Lampe dieser Totengruft wie ein ferner, roter Stern in die Fenster seines Speisesaales leuchtete. Es ist weiter sehr bezeichnend für die Koppenbesteigung dieses Mannes, daß er seine Hofkapelle mit heraufnahm, die Sänger die Arie der vier letzten Dinge anstimmten ließ, ein wenig kalte Speise zu sich nahm und dann mit

Fortsetzung auf Seite 87



DIE SCHLACHT AUF DER WAHLSTATT BEI LIEGNITZ AM 9. 4. 1241

Bis zur Zeit der Liegnitzer Schlacht können wir mindestens 60 deutschbesiedelte Orte in Niederschlesien nachweisen. Tatsächlich waren es ihrer naturgemäß erheblich mehr. Dazu kamen die deutschen Ansiedlungen in den anderen Herrschaftsgebieten Heinrichs. Das ergibt eine beträchtliche Zahl der von ihnen ausgehenden rittermäßig Kämpfenden. Die deutsche Reiterei wird daher das Übergewicht gehabt haben. Noch sicherer ist, daß sie, was die Güte der Ausrüstung betrifft, den wertvolleren Teil der Geschwader ausmachte.

Was aber das Fußvolk angeht, so ist das eingeborene gar nicht zu zählen. Es konnte nur vom Landvolk gestellt werden, denn ein eingeborenes Städtervolk gab es nicht. Die Lage der Bauern in den flawischen Ländern aber war derart, daß sie für eine Feldschlacht in keiner Weise in Betracht kamen. Auch im Mittelalter wußte ein Heerführer schon, daß kümmerlich bewaffnete, ungeschulte Haufen ohne inneren Zusammenhalt mehr Schaden als Nutzen stiften. Im Gegensatz dazu war der deutsche Bauer gewiß eher imstande, eine gute, mit Eisen versehene Waffe, einen Speiß, eine Art, vielleicht auch ein Schwert zu besitzen. Als freier Mann mochte er auch entschlossener für die eigene Scholle kämpfen. Doch hatte er in der Heimat meist seit langem schon die Wehrfähigkeit eingeübt. Wie weit die Verlesung in die fremde Welt des Ostens ihn wieder mehrkräftig und waffengeübt gemacht hatte, ist nicht zu sagen.

Wohl jedoch ist in dem deutschen Bürgertum und den Bergknappen ein Element zu sehen, aus dem ein brauchbares Fußvolk gebildet werden konnte, mit dem sich im Verband operieren ließ. Der deutsche Bürger war schon in Altdeutschland überall verpflichtet, eine Waffe zum Schutz seiner Stadt zu besitzen und zu führen. In wiederkehrenden Musterungen wurde seine Rüstung überprüft.

Wohl gab es noch kein rittermäßiges Patriziat in den jungen Städten des Ostens. Aber gerade in diesen Landschaften mußte der Kaufmann auf seinen gefährlichen Reisen bewaffnet sein. Er durfte nach Reichsrecht ein Schwert am Sattel hängen haben und mußte es zu schwingen. Auch unter den Handwerkern wird man damals in Schlesien schon solche gefunden haben, die ein Kettenhemd oder eine Eisenhaube besaßen. Dazu kam ein anderes. Die Bürger des einzelnen Ortes stellten durch den engen Zusammenhang ihres Lebens und das Gesamtbewußtsein ihres Gemeinwesens am ehesten eine taktisch verwendbare Einheit dar. Dem Bürgertum gleichzuwerten sind die Bergknappen von Goldberg und Löwenberg. Stark freilich dürfen wir uns die städtischen Aufgebote nicht denken. Es gab wenig mehr als ein Dutzend bürgerlicher Siedlungen in Heinrichs Land, und die einzelnen waren noch sehr menschenarm. Auch ist die Schutzmannschaft für die verborgenen Frauen und Kinder oder die nicht verlassenen Städte abzuziehen. So kann man mit höchstens einigen hundert Mann zu Fuß rechnen, die als Vollkämpfer an der Schlacht teilnahmen. Da sie aber ausschließlich aus der deutschen Bevölkerung stammten, wird noch deutlicher, wie diese es war, die den Kern des auf der Wahlstatt angetretenen Heeres stellte.

Die Gesamtstärke dieses Heeres kann nur geschätzt werden. Die 10 000, die auch moderne Historiker ihm geben wollen, hat es bestimmt nicht gezählt. Eine neue Überprüfung wird nur 1000 Mann anerkennen. Das steht der Wahrheit wohl näher, wenn die Zahl auch wahrscheinlich überschritten wurde. Indessen kommt es nicht so sehr auf das absolute Maß wie auf das Verhältnis zu den Tartaren an. Hier müßten wir, wenn wir den Berichten der Älten folgen, eine große Überlegenheit derselben annehmen. Aber

auch darin ist Vorsicht geboten. Je überlegener an Zahl man sich das Mongolenheer vorstellt, desto unverständlicher erscheint Herzog Heinrichs Entschluß zur Schlacht. Am 7. April war sein Schwager Wenzel von Böhmen zur Hilfe aufgebrochen. Heinrich mußte davon wissen. Er hat sein Eintreffen nicht abgewartet. Für die Vereinigung der Heere vor der Ankunft der Feinde war es allerdings zu spät. Wenzels Marschrichtung auf Zittau könnte die Absicht andeuten, den Feind zwischen die beiden Heere zu nehmen. Für solche komplizierte Bewegungen waren jedoch Ritterheere wenig geeignet. Daß Heinrich die Verwüstung seines Landes nicht länger mit ansehen konnte, ist nicht glaublich, da er einen so großen Teil desselben freiwillig aufgegeben hatte. Daß er aber in Liegnitz eingeschlossen gewesen sei und den Ring der Belagerer durch die Schlacht sprengen wollte, ist ganz undenkbar, da die Burg Liegnitz niemals ein ganzes Heer hätte aufnehmen können. Was immer aber Heinrich bestimmt hat, auf keinen Fall dürfen wir einem so erfahrenen Heerführer einen fahrlässigen Entschluß zutrauen. Dies immer im Rahmen der zeitgebundenen Gedankenwelt verstanden. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß in einer plötzlichen Aufwallung der religiöse Gedanke der Heidenbekämpfung, wie so oft in den Kreuzzügen, die Oberhand über die nüchternen militärischen Überlegungen gewann.

Auch die Wahl des Schlachtfeldes hilft nicht viel weiter. Die Überlieferung, daß die alte Propstei-, heutige Pfarrkirche von Wahlstatt, an der Stelle des schwersten Ringens steht, wo Heinrich selber fiel, scheint durchaus glaubwürdig. Aber wie das Gelände damals ausgesehen und was es für Bedingungen geboten hat, weiß niemand. Nur der Ort der Schlacht scheint, da Heinrich von Liegnitz ausrückte, dafür zu sprechen, daß er sich dem nach Westen ziehenden Feind absichtsvoll in den Weg stellte. Der alte Herzog, Ritter, Kaufleute und Handwerker waren entschlossen, alles einzusetzen, um an dieser Stelle das Schicksal des Landes zu wenden.

*

Ebenso wenig wie von den Gründen des Schlachtenentschlusses wissen wir von dem Verlauf der Schlacht selbst, ausgenommen, daß sie eine völlige Niederlage der Christen wurde. Nach einer besonderen Ursache dafür braucht man nicht zu suchen. Die eigenartige Taktik der Mongolen wird sich auch hier als überlegen erweisen haben. Dürfen wir die sichere Nachricht des Templerordens, daß von seinen mitfechtenden Brüdern zwei Drittel auf der Wahlstatt geblieben sind, verallgemeinern, dann hat sich die Niederlage zu einer vernichtenden Katastrophe gesteigert. Ganz Europa hallte von der Unglückskunde wider. Schon die Belagerung von Liegnitz freilich ließ sich durch den fürchterlichen Schlag, der sie zuallererst betraf, nicht bekäufen. Obwohl ihr die Mongolen das abgeschlagene Haupt Herzog Heinrichs im Triumph entgegenhielten, übergab sie die ihr anvertraute Landesburg nicht.

Der Feind mag durch den Widerstand der Christen Verluste erlitten haben. An der Durchführung seiner Pläne war er nicht gehindert. Er ist unaufhaltsam weitergerückt und hat mindestens mit Vortruppen den Querschnitt der Landesgrenze gegen die Lausitz überschritten. Erst dann ist er umgekehrt, hat Schlessen, vielleicht auf südlicheren Wegen, nochmals durchzogen und niedergebrannt und ist am zwölften Tage nach der Schlacht durch die Mährische Pforte nach Ungarn verschwunden. Wir wollen es nicht für ausgeschlossen ansehen, daß die Erfahrung mit dem Schlessern Baldar eine neue Schlacht mit den Böhmen, die bereits unmittelbar in der Flanke seiner Einfallstraße nach dem reichen Mitteldeutschland standen, unerwünscht erscheinen ließ. Aber ausschlaggebend für seine Umkehr und seinen Abzug waren Widerstand und Verhalten der Christen keineswegs. Indem er den Böhmenkönig an die Nordgrenze seines Landes gezogen, hatte Baldar den letzten Teil seiner Aufgabe erfüllt, mit dem Seitenheere die Nachbarfürsten Ungarns von dessen Unterstützung abzuhalten. Er wandte sein Roß dem früheren Auftrage oder einem neuen Befehle folgend.

So war also der Opfergang auf der Wahlstatt vergeblich gewesen? Wir haben noch Schlimmeres zu melden. Die unglückliche Schlacht brachte Schlessen neben allem bitteren Verlust an Blut und Habe

in Volk und Land einen solchen, der unerfetzlich war, den Tod seines Führers. Heinrich hinterließ keinen regierungsfähigen Nachfolger. Unter einer vormundchaftlichen Verwaltung erlitt die Herzogsgewalt schwere Verluste nach außen an die Nachbarn und nach innen an den eigenen Adel, die nie wieder gutgemacht worden sind. Indem dann noch die zeitüblichen Erbteilungen hinzutraten, war für immer das von Heinrich I. und II. geschaffene Großterritorium zerstört. Während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte Niederschlessen in enger Anlehnung an seinen stärksten Nachbarn, Böhmen-Mähren, die Vorherrschaft unter den übrigen errungen und gestaltend in die Geschichte eingegriffen. Jetzt sank Schlessen überhaupt, in immer zahlreichere Teilgebiete aufgespalten, zu einem Objekt lediglich des historischen Geschehens hinab. Schlessen hat nie mehr von sich aus eine maßgebende Rolle in der politischen Geschichte gespielt. Es ist ein Anhängsel nur anderer Mächte geworden. Mit dem Heere, das Heinrich II. 1241 bei Liegnitz versammelte, hatte es den Höhepunkt seines eigenstaatlichen Lebens erreicht. Die Mongolenschlacht bedeutete die Wende der schlesischen Geschichte nach abwärts zu politischer Bedeutungslosigkeit.

Nicht gehemmt dagegen wurde jene andere Entwicklung, welche die beiden Heinrichs eingeleitet hatten, der kulturelle Aufschwung Schlessens durch die deutsche Einwanderung und seine Verwandlung in ein deutsches Land. Man hat früher gemeint, die mittelalterliche Kolonisation sei durch die mongolische Verwüstung ausgelöst worden, indem sie das menschenleere Land wieder auffüllen sollte. Es steht aber fest, daß die Verheerungen der Asiaten nur die unmittelbar von ihnen durchzogenen Marchstrecken betrafen. Von den Klöstern ging Heinrichau in Flammen auf, Trebnitz und Lebus jenseits der Oder blieben unangetastet. Wir wissen heute auch, daß die Anfänge der deutschen Siedlung fast zwei Menschenalter früher liegen und daß ihr schon vor 1241 ein fester Grund gelegt war. Dennoch mußte der danach notwendige Wiederaufbau weiter Strecken das Verlangen nach deutschen Zuwanderern nur steigern. Die Gründungsdaten einiger Städte legen es allerdings nahe, in ihnen allein die Ausführung schon vor dem Mongoleneinfall geplanter Unternehmungen zu sehen. Fügen wir hinzu, daß von nun an das Siedlungswerk immer stärker anhielt und sich über Schlessen hinweg immer weiter nach den Ostländern verbreitete, so stehen wir staunend vor der Erkenntnis, daß ein so erschütterndes Ereignis wie die Katastrophe auf der Wahlstatt und die Verwüstung des Landes durch die Tartaren in keiner Weise imstande waren, den deutschen Zuzug zu hemmen. Den überzeugendsten Beweis von dem Wagemut, mit dem trotz der eben durchgemachten Erfahrung die Deutschen weiter nach dem Osten strömten, von dem Maße der Hoffnungen und der Weltlichkeit der Planung, mit denen sie sich hier einrichteten, stellt die Neugründung Breslaus vor Augen. Noch binnen Jahresfrist erhob es sich wieder aus der Asche. Die Absteckung seines Mauerumfanges, seines Rings wies nun im Mittelalter nie mehr erreichte Dimensionen auf, und dieser Rahmen sollte schon nach zwanzig Jahren zu eng sein. Im großen Zuge nach dem Osten, in der deutschen Kulturarbeit in Schlessen bedeutet die Schlacht auf der Wahlstatt keinen Rückschlag, eher eine Stufe zur Steigerung. Damit ist schon die Stellung berührt, welche der Schlacht in der allgemeinen deutschen Geschichte zukommt. Sie ist darin kein einzelnes Ereignis. Sie reiht sich vielmehr in die stete Wiederkehr typischer Vorgänge ein, die durch die Lage Deutschlands am Ostlande der romanisch-germanischen Welt und die besondere Haltung der Deutschen bedingt gewesen sind. Die Völkerwanderung hatte durch die Verbindung römischer Provinzen mit dem freien Germanien jenes engere abendländische Bereich geschaffen, das auf Jahrhunderte der eigentliche Nährboden und Schauplatz der europäischen Kultur wurde, die sich in einem unerhörten Reichtum ringender Kräfte entfaltete. Vom Osten her wurde dessen Bestand schwer bedroht. Hier grenzte es an Völker, die ihm nach Abstammung und Art gleich fremd waren und die abgewehrt und vernichtet oder überwunden und allmählich der abendländischen Gestalt eingeschmolzen werden mußten. Die Arbeit fiel unserem Volke zu. Daß dieses in einer durch Jahrhunderte sich hinziehenden Auseinandersetzung zu beidem, zur kriegerischen Abwehr wie zur kulturellen Gewinnung, die Kraft befehen hat, ist die eine ruhmvolle Seite seiner Leistung für Gesamt-Europa.

DIE KUNSTREICHE GESELLSCHAFT DER GLASMACHER

VON ERICH MEYER-HEISIG

In den stillen, tiefen Wäldern, an den Flanken des Sudetenzuges werkelt in den Läuften des verklingenden Mittelalters ein feltfam Volk. Weit abgesehen von den Siedlungen der Talschaften bauen sie auf kahlgeschlagener Blöße ihr feuriges Ofenungeheuer auf, schaffen und schaffen immer wieder Holz herbei, Sand, Quarz und andere Stoffe, die der Boden des Gebirges hergibt, und zaubern aus so spröden Stoffen, beschienen aus von den Gluten des Feuers, das jene schmolz, die wunderzarten gläsernen Gebilde, die Gefäße für die Tafel und die Scheiben für die Fenster der Wohnungen und der Kirchen. Ist der Wald in weitem Kreis um die Hütte abgeschlagen und wird das Heranschaffen des Holzes für den gefräßigen Ofenschlund zu schwierig, ziehen die Glasmacher weiter bergan. In die verlassen Hüttenstadt rückt der Bauer des Tales nach, und wo vor dem die Axt geklungen und der Rauch der Hütte wirbelte, wirft jetzt der Pflug die Schollen um. So ist der Glasmacher des Mittelalters zugleich der Wegbereiter der bäuerlichen Siedlung.

Von beiden Flanken des Sudetenzuges fressen sich die Hütten kammwärts. Bald setzt ein reges Wandern der Glasmeister und Gefellen nach hüben und drüben ein. Und nun kommen sie auch von weiter her, vom Fichtelgebirge, wo ihnen der Bergbau die alten Rechte des Holzschlages schmälerte, und gründen im Laufe der Zeiten immer neue Hütten im Süden und Norden des Gebirges. Sind die Glasmacher der Frühzeit die Schrittmacher der Siedlung gewesen, so ruht jetzt, im 17. und 18. Jahrhundert, ein guter Teil der wirtschaftlichen Kraft des Landes auf ihnen. Denn all das Glas, das unter ihrer kundigen Hand aus glühend heißer Masse zu vielerlei Gebilden erstarrt und von den Malern und den Schleifern veredelt wird, findet seinen Weg in alle Länder Europas zu gut, sogar sehr gut zahlenden Käufern. Mittler sind Kaufleute in den Städten am Fuß des Gebirges, die das Glas weiter frachten, oder Glasmacher selbst, die mit glasbeladenen Fuhrwerken ganz Europa bereifen. Einer von ihnen, der Steinschönauer Georg Franz Kreybich, der selbst das

Glasmachen und -schneiden gelernt hat, berichtet getreulich über seine 29 Reisen in fast alle europäischen Länder in den Jahren 1683 bis 1719. Moskau und Konstantinopel, London und Rom, Stockholm und Belgrad sind Stationen seiner Fahrten, auf denen er genug des Abenteuerlichen erlebt, so die Schreckenszeit, in denen der Türke vor den Toren Wiens steht oder die Verschwörung des

Galitzin in Moskau. Auf seiner ersten Reise führt er nur einen Schubkarren voll Glas bei sich, die nächsten Reisen sehen ihn schon mit Pferd und Wagen unterwegs, um dann später mit mehreren Wagen und Knechten das Glas in vielen Tausenden von Stücken zu frachten. Dabei begleitet ihn sein Schneidwerkzeug, mit dem er auf Wunsch des Käufers Widmungseinschriften auf die Gläser schneidet. In lebendiger, unverbildeter Sprache schildert Kreybich all die Abenteuer und Widrigkeiten, die ihm zugestoßen, mit unerkennbarem Stolz aber berichtet er auch, wo er mit Ehren aufgenommen worden ist. Lassen wir ihn selbst sprechen: »Die sechste Reise habe ich getan in Moskau, und bin mit zwei Wagen von Haus aus gereiset, durch Schlessien, Polen und Weißrußland auf Königsberg, durch Litthauen nach Wilna. Durch Schwarzrußen nach Minsk, Smolensk kam ich in Moskau; von da gab mir der Commandant einen Strehlitzten, der mich bis nach Moskau begleitete auf meinen Paß und Recommendation, den ich vom Großfeldherren aus Litthauen hatte bekommen. Und in Moskau wurde ich gleich von dem Großfeldherrn Galitzin berufen durch einen General und Hofapotheker, welches zwei deutsche Herren und mir dolmetschten bei dem Großfeldherrn, welcher vor die jungen Caren und vor die Prinzessin, welche damals auf dem Thron saß, vor hundert Speci-Reichsthaler Gläser kaufte, und mich lassen in abgefondertem Hof einlogieren und angeschafft bekommen habe vier Fuhrn Heu vor meine Pferde, und vor mich und meine Leute ein Eimer Branttwein. Und hat den Zöllnern oder »Gossen«, wie sie auf ihre Sprache genannt werden, vorbitten lassen, von mir keinen Zoll zu nehmen. Aber die Zöllner waren so schlimm, denn sie



MIT SCHMELZFARBEN BEMALTER HUMPEN
DARSTELLUNG EINER GLASHÜTTE · ZUR FREISPRECHUNG
EINES MITGLIEDES DER BEKANNTEN SCHLESISCHEN
GLASMACHER-FAMILIE PREUSSLER 1726 HERGESTELLT

ließen ihnen sagen, sie begehren von mir keinen Zoll, und wollen auch keinen von mir nehmen. Aber die Ware wollen sie doch beschauen und aufschreiben, wie es in ihrem Amt der Brauch wäre, welches der Feldherr auch zugelassen. So habe ich die Gläser abgeladen und in ein Gewölbe gethan; allsdann feien sie kommen und haben die Gattung fortiret und jede Gattung besonders aufgeschrieben, und ist darnach allezeit Einer von ihnen in Laden kommen und hat gesehen, wie theuer ich die Gläser verkaufe. Und in der Ersten habe ich theuer verkauft, auch haben sie selbst gekauft und habens gut bezahlt, aber sie mußten schon wissen, warum sie es täten, denn es kam darnach gar wunderbarlich heraus. Denn es entstand nach diesem gleich eine Rebellion. Denn es hat der Großfeldherr Galitzin als Vormund der Caren mit der Prinzessin Sophia, welche damals auf dem Throne saß, ein Complot geschlossen, den jüngsten Car Peter Alexiemitich ermorden zu lassen. Aber es ist ihnen mißlungen. Denn die Conspiration ist von denen, die es mitthun haben sollen, selbst entdeckt worden und sein ihrer zwölf hingerichtet worden, und die Schwester ist in ein Kloster auf ewig eingesperrt worden. Der Großfeldherr aber ist mit seinem Weib und Kindern, einem Sohn und einer Tochter, auf ewig in Sibirien,

Zobel zu fangen, banisiret worden. Nach dieser Execution ist der junge Car mit einem großen Pomp von Troiskoi, allwo die Execution gehalten worden, in die Stadt Moskau ingeholet worden und auf den Thron gesetzt worden. Nach diesem sind auch die zwei »Colman« und »Norderman«, welche hatten wollen eine neue Lehr einführen und von den Patriarchen länger als ein Jahr in Arrest gehalten worden, lebendig verbrennet worden. Ich hätte gar viel zu schreiben, wenn ich Alles sollte beschreiben, was damalen passiret ist in Moskau, weil ich drinnen gewesen. . . Als nun alles dieses vorbei war, darnach kamen die Zöllner, und forderten 300 Rubel von mir und sagten spottweis, nun sollte ich hingehen zum Großfeldherren, der mir den Zoll schenkt, und sollt mir lassen helfen. Durch große Bitt anderer Leute, welche ich zu Patronen hatte, mußte ich doch 200 Rubel und auch zwei Pferde geben, welche mich auch 100 Gulden in Deutschland zu Haus gekostet. Nach diesem bin ich mit David Breyern und mit Christof Palmenhütte, welche nach mir durch Livland in Moskau kommen, wiederumb zurück nach Hause gereiset, durch Litthauen, Preußen und Polen, durch Schlesien nach Hause und reifete keiner von uns mehr in Moskau und ist in sechs Jahren keiner mehr hineinkommen. Bis darnach feien etliche über Archangel hineingereift und ist viel hundert Tausend Glas hineingeführt worden und Erst wollten sie nicht kaufen, es ist zwar in allen Ländern in der Erst so gewesen, allwo ich gewesen, in Livland, in Schweden, in Dänemark, in England, in Holland, in Preußen, in Kurland, in Polen, Litthauen, in Ungarn, in Siebenbürgen, in der Wallachei, Türkei, in Moldau und aller Orten hat es in der Erst wenig gekauft, aber besser bezahlt worden.« Von einer seiner Reisen nach Siebenbürgen berichtet Kreybich: »Und bin auch gleich wiederumb in diesem Jahr, als ich drei Wochen zu Haus gewesen, wiederumb auf die fünfzehnte Reif' in Siebenbürgen und in die Wallachei gereiset. Es war zwar noch nicht Fried mit dem Türken, aber es ward mir ein Paß von dem wallachischen Fürsten herausgeschickt, in welchem versichert war, daß ich mit sicherem Geleit sollte herauspassiret werden, wie es auch geschehen. Denn ich habe große Ehre alldorten empfangen, denn es ward von Kronstadt ein Ratscherr, bei welchem ich logirte, mit einem Präsent von der ganzen Stadt an den Fürsten geschickt auf des ältesten Prinzen seine Hochzeit oder Beilager, welches sehr angenehm. Und ich machte auch einen kleinen Präsent mit Gläsern; so hatten wir die Ehr auf der Hochzeit mit an der Tafel, wo der Fürst und der Patriarch und die vornehmsten Minister saßen, zu speisen, und wurde auch noch, nachdem der Fürst vor 200 Löwen Thaler Gläser gekauft, mit einem englischen Tuch zu einem Pelz beschenket. Da ging es lustig her, da war etwas zu sehen, das der Mühe werth zu sehen war. Denn es ward nach dem Essen in demselben Saal, wo gespeiset ward, eine Festung aufgebaut, und wurde von denen Türken belagert, und in der Festung waren Deutsche, und die Türken bombardirten die Festung mit Stücken und Bomben und zwangen sie zur Uibergab und Accord. Und wurde auch sonst viel Spiel gehalten, auch allerhand Tänze, türkisch, arabisch, chinesisches, tartarisch, französisches, spanisches und polnische, und währte die ganze Nacht hindurch bis zum Tage, und ich kann

HOCHSCHNITTGLÄSER · WARMBRÜNN UM 1690



nicht Alles beschreiben. Nach diesem reifete ich wiederumb in Siebenbürgen und nach Haus, und bin erst Anno 1698 den 3. Juni zu Haus kommen.«

Wenn man sich allein Kreybichs Bericht vor Augen hält, der mit anderen zeitgenössischen Berichten übereinstimmt, nimmt es nicht mehr wunder, allenthalben in alten Sammlungen Gläser anzutreffen, die in ihrer ganzen Art ihre Herkunft aus sudetischen Hütten und aus der Werkstatt der schlesischen Glasschneider verraten.

Überschauen wir nun die ganze stattliche Reihe der schlesischen Gläser, die sich aus den einzelnen Zeiten erhalten haben, so kommen wir zu einer Vielfalt der Formen und der Art ihres Schmuckes. Von Gläsern des Mittelalters hat sich, außer Scheibenglas, zwar nichts erhalten, was sich mit Sicherheit als Zeugnis einer schlesischen Hütte ansprechen ließe. Immerhin sind wir aus schriftlichen Quellen über sie unterrichtet. Es ist schlichtes Gebrauchsgerät, aus der Kugel, der durch das Blasen mit der Glasmacherpfeife natürlichen Form, entwickelte Gestaltungen, napf- oder schalenartige Trinkgefäße, die als Köpfe, als Mägelin oder Maigelein, als Tumbler bezeichnet werden. Daneben kennt man Schalen auf einem Fuß, Kelche also, und zylindrische Gefäße.

Das 16. Jahrhundert bringt dann eine Unzahl von Formen, die bei den Gelagen dieses trunksfrohen und trinkfesten Jahrhunderts Verwendung finden. So wettet der Prediger Mathefius in einer seiner Sittenpredigten, in denen er den Luxus und die Völlerei seiner Zeit geißelt: »Heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchern, Stiefeln, Krummhörnern, Weintrauben, Gockelhähnen, Affen, Pfauen, Mönchen, Pfaffen, Nonnen, Bären, Löwen, Säuen, Hirschen, Schweinen, Käuzen, Schwänen, Straußen, Elendfüßen und anderen ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel.« In den hier genannten »ungewöhnlichen Trinkgeschirren« erkennen wir so manches Glas wieder, das sich in den Sammlungen erhalten hat. Beliebt sind dann auch die Paßgläser, zylindrische Humpen mit mehreren, in gleichem Abstände der Außenwand aufgeschmolzenen Glasreifen. Der Humpen geht reihum, und jeder der Zechgenossen hat von einem zum nächsten Reifen zu trinken, trifft er den »Paß« nicht, dann muß er weiter trinken bis zur Lösung dieser Aufgabe. Alle diese Gläser sind aus ungeklärter grünlicher oder auch schon aus klarweißer Masse mit der Pfeife geblasen und durch »Kneifen« mit der Glasmacherzange in erst halbstarrem Zustand weiter bearbeitet. Die Teile, die gerade bei solch absonderlichen Gestaltungen wie den zuletzt beschriebenen selbst beim Blasen in eine Holzform nicht in einem Zuge mitgeformt werden können, werden gefondert hergestellt und dann angefügt. So verzwickelt und verzwickelt uns auch manche dieser Gläser vorkommen mögen, es lebt auch in ihnen jener urdeutsche Zug des Gestaltens, die Freude am reichen, selbst wirren Spiel der Linien. Dazu kommt noch die Freude des Glasmachers am Meistern dieses zugleich spröden und bildsamen Werkstoffes.

Um die Mitte dieses gleichen 16. Jahrhunderts gewinnt ein ganz anderes Mittel der Glasveredlung Boden, die Bemalung mit ein-gebrannten undurchsichtigen Schmelzfarben. Mit ihnen wird vor allem der große, dem Umtrunk gewidmete Humpen, der »Willekumm« ausgestattet. Zunftwappen, Adelswappen, Darstellungen aus dem Handwerksleben, die Lebensalter, Tierfabeln, biblische und allegorische Szenen und vorab der Reichsadler mit den Wappen der Reichsstände auf den gebreiteten Schwingen sind der Inhalt dieser Malereien.

Seltener sind Gläser, deren Wandung mit dem Diamanten »geriffene« Zeichnungen bedecken, ebenfalls Kinder noch des 16. Jahrhunderts. Man möchte die Seltenheit solcher Gläser bedauern, denn der duf-tige, feine Schleier, den diese Diamantriffrungen über das Glas breiten, ist dem Wesen des Werkstoffes Glas besonders gerecht. Einer anderen Technik dagegen gehört die Zukunft, dem Glas-schnitt. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts vom Edelsteinschnitt her übernommen, hat er zunächst Gefäße oder auch Scheiben von Bergkristall zum Gegenstand. Das Prag Rudolfs II. ist um 1600 eine Pflegstätte des Bergkristallschnitts. Bald wird dann der Schnitt aber auch auf das Glas übertragen und wie in Nürnberg und Frankfurt am Main auch in Schlesien eifrig betrieben. Freilich ist der Schnitt



BECHER MIT MEHREREN VERSCHIEDENFARBIGEN ÜBERFÄLLEN UND SCHLIFFMUSTERN · SCHLESISIEN UM 1840/50

dieser ersten Zeit auf eine verhältnismäßig flache, nur die Oberfläche angreifende Einwirkung des Schneidrades beschränkt, denn das zur Verfügung stehende Glas muß, um die Durchsichtigkeit als Voraussetzung für den Schnitt nicht zu beeinträchtigen, dünnwandig geblasen werden. Hier setzt nun die entscheidende Leistung der sudetischen Hütten ein, denen es gelingt, durch Zusatz von Kreide ein auch bei größeren Wandstärken kristallklares und hartes Glas darzustellen. Es ermöglicht ein nach der Tiefe sich stufendes Relief beim Schnitt und steigert diesen in seiner Wirkung durch eine besondere Art der Brechung des Lichtes.

Der Hirschberger Talkessel, vor allem Warmbrunn, wird jetzt der Mittelpunkt für die Herstellung geschnittenen Glases. Eifriger Förderer ist Christian Leopold von Schaffgotsch, der einen der begabtesten Glasschneider, Friedrich Winter, mit besonderen Vorrechten auf seinem Herrschaftsgebiet ausstattet und dem er eine große Werkstatt errichtet. Diese im Hirschberger Tal geschaffenen Gläser sind es, die sich Europa erobern und den Weg zu den Käufern in allen Ländern finden. Die große Nachfrage bringt es mit sich, daß die Zahlen der Glasschneider fast sprunghaft ansteigen. So zählt man 1743 allein in Warmbrunn vierzig Meister, ungerechnet die Gehilfen.

Ein kurzes Wort zur Technik des Glaschnitts. Es gibt zwei Arten, die allerdings zuweilen auf dem gleichen Gegenstand Anwendung finden, den Hochschnitt und den Tiefschnitt. Beim Hochschnitt bleibt das Muster erhaben stehen, während der Grund ringsum weggeschnitten wird. Schwere Akanthus- und Palmettenranken, zum Teil unterschritten, bilden die Zier dieser Gläser, die in ihrer dickwandigen Schwere und den massigen Formen dem Stilempfinden des Hochbarock, der Zeit um 1680 bis 1710, so recht entsprechen. Beim Tiefschnitt wird das Muster in den Grund, der unangestastet bleibt, eingeschnitten. Da der Tiefschnitt geringere Wandstärken beansprucht und infolgedessen zierlichere Formungen des Glases zuläßt, verdrängt er im Spätbarock und Rokoko, die leichtere Gestaltungen bevorzugt, den Hochschnitt. Zudem bietet er mehr

Bewegungsfreiheit und läßt die ganze Fülle der Ziermuster von rein ornamentalen Formen - Bandwerk, Rocaillen, - von Putten, Blüten und Insekten, von Pflanzen, Landschaften, vielfigurigen Szenen aus dem Leben der Gesellschaft, des Handels und Gewerbes, aus den Schlachten der schlesischen Kriege und Szenen sinnbildlichen und erotischen Inhaltes über die Gläser sich streuen. Es nötigt wirklich Achtung ab vor der Leistung der Glaschneider, wenn man bedenkt, daß sie mit kleinen, schnell umlaufenden Scheiben von Kupfer, Blei und Holz auf einer gebogenen Fläche, die hart und glatt ist, diese Vielfalt der Darstellungen auf kleinstem Raum unterbringen. Der Glaschnitt darf nicht mit dem Glasschliff verwechselt werden. Der Schleifer hat eine ganz andere Aufgabe und dementsprechend auch ein anderes Werkzeug. Er schleift an großen Scheiben in die Rundung der Kelchwandung Flächen, die mit den Kanten gegeneinander stehen, ein, ebenso wird von ihm der Stengel des Pokals kantig zugeschliffen. Die Glasformen haben sich in dieser Zeit verringert und umfassen im wesentlichen den Becher ohne Fuß, den Deckelpokal, die Karaffe, die Flöte, ein sehr hohes, enges Zylinderglas auf Fuß für Champagner und das muschelförmige »Ambrosiaschälchen« für Konfekt.

Die Angliederung an Preußen bringt dann allerdings für Schlesiens Glaserzeugung durch die zollpolitische Abschneuerung von den bisherigen Märkten und Einfuhrsperre nach den altpreussischen Landesteilen (eine Maßnahme zugunsten der brandenburgischen Hütten) einen fühlbaren Rückschlag. Die handwerkliche Güte wurde zum Glück davon nicht berührt. Noch in der Biedermeierzeit steht der Glaschnitt auf großer Höhe, und die Biedermeiergläser werden von den Besuchern der schlesischen Bäder mit Vorliebe als Andenken gekauft. Im 19. Jahrhundert spielt sich sogar die schlesische Glasmacherei noch einmal in den Vordergrund mit den in der Masse gefärbten oder mit Überfang versehenen Gläsern. Es kommt im Hirschberger Tal daher noch zu Neugründungen, so der Josephinenhütte unter Franz Pohl. Gerade dieser hat noch viel von dem geheimnisumwitterten Glasmacher der alten Zeiten an sich, der die

Phantasie des Volkes ähnlich wie der Alchemist beschäftigt. Pohl leistet Verführerarbeit in großem Stil und hält schließlich als Frucht seiner Mühen die Nacherfindung des einst von den Venezianern dargestellten und dann in Vergessenheit geratenen Faden- und Netzglases in Händen. Bei dieser Technik durchziehen die glasklare Masse senkrechte oder spiralig gewundene oder mannigfach überkreuzte und verstrickte Fäden aus gefärbtem Glase.

Doch die zunehmende Industrialisierung mit ihren Schleuderwaren zu billigen Preisen greift auch auf die Glasmacherei über, trägt zur Verrohung des Geschmacks bei den Käuferkreisen bei und gräbt dieser edlen Kunst nahezu völlig das Wasser ab. Neben den maschinell hergestellten Gläsern hat an dieser Entwicklung das Bleikristall, eine englische Erfindung des 18. Jahrhunderts, das sich durch ein höheres Lichtbrechungsvermögen kennzeichnet, schuld. Freilich nicht so sehr der Werkstoff an sich, der schon seine Reize haben kann, als die eintönig und öde immer wiederholten gleichen Stern- und Rosettenmuster im Schliff, die von einer Gedankenarmut ohnegleichen sind. Dann mag noch schuld sein, daß die eben gekennzeichnete Geschmacksrichtung den Käuferkreisen im Ausland, vor allem in Amerika, zusagt, und daß die für die Ausfuhr arbeitenden Hütten ihre Erzeugung im ganzen auf diesen Geschmack umgestellt haben.

Zum Glück ist die Glaschneiderei darüber nicht ausgestorben. Es haben sich noch einige Glaschneider bis in unsere Tage hinübergerettet. Daneben stehen seit der Jahrhundertwende Bemühungen, nach den Verwilderungen der zweiten Hälfte des Vorjahrhunderts, wieder zu guten Gebrauchsformen des Glases zu kommen. Zu nennen ist hier Sigfrid Haertel, der mit der Josephinenhütte und Graffhafter Hütten in Gemeinschaftsarbeit diesem Ziele zustrebt, und aus jüngerer Zeit Süßmuth in Penzig und Wagenfeld als künstlerischer Leiter der Vereinigten Lausitzer Glashütten in Weißwasser. Ja, man kann sogar mit Freude feststellen, daß hier Leistungen erwachsen sind, die sich mit gutem Recht dem vorbildhaften Gut aus der Vergangenheit an die Seite stellen können.

LIMONADENGESCHIRR · ENTWURF VON WILHELM WAGENFELD

4 AUFNAHMEN: STÄDTISCHE KUNSTSAMMLUNGEN Breslau



DIE VISITENKARTE AUS BLAUEM GRANIT

V O N H E R B E R T V O G T

Der schlesische Volkemund ist oft kein feiner Gefelle. Aber im Falle Strehlen hat er sich als ausgesprochen ungalant erwiesen. Oder was soll man sonst von solchen Versen halten?

»Wißt 'r oo, wu Strahla leit?
Strahla leit am Grunde.
Is hoot goar schiene Madla durt,
Doas fein ock faule H....«

Die ersten drei Zeilen kann man akzeptieren und hundertprozentig unterstreichen, denn die geographischen und sonstigen Angaben stimmen. Aber die vierte zeugt neben den schon bescheinigten fehlenden Kavaliereigenschaften von einer völligen Verkennung der Tatsachen. Dabei soll die bescheidene Hoffnung ausgesprochen werden, daß die übrigen Strophen dieses Volksliedes langsam in verdiente Vergessenheit geraten, denn sie sind zwar ebenso unzutreffend, dafür aber noch wesentlich verhänglicher. Jeder Eingeweihte wird den Strehlemer Mädchen bestätigen müssen, daß sie ein solch niederschmetterndes Urteil nicht verdient haben. Im Gegenteil. Immerhin hat dieses Liedchen dazu beigetragen, Strehlen in der weiten Schläfing bekannt zu machen. Es ist vollkommen klar, daß das Lied vom Neid geboren wurde, und daß die Mißgunst Pate gestanden hat. Und auf Strehlen kann man schon neidisch sein. Strehlen ist nämlich eine steinreiche Stadt. Das kann man so auffassen wie die Kriegsvölker des Dreißigjährigen Krieges, unter denen das Wort ging: »Strehlen ist wie ein Mehlfack. Man kann darauf klopfen, soviel man will, es kommt immer noch etwas heraus!« Man kann es aber auch wörtlich auffassen, und darin liegt die zweite Berühmtheit Strehlens. Die reicht wesentlich weiter als die erste.

Jede Stadt zeigt sich ja beim ersten Besuch in einer bestimmten Schau, sie gibt gewissermaßen ihre Visitenkarte ab. Strehlens Visitenkarte ist der Granit. Er begegnet uns im Straßenpflaster, er tritt uns in den markanten Bauwerken der Stadt entgegen, und er grüßt uns vom Galgenberge, an dessen Fuß seine Geburtsstätte, der größte Granitsteinbruch Europas mit seinen beachtlichen Ausmaßen von über tausend Metern Länge, zweihundertfünfzig Metern Breite und über siebzig Metern Tiefe liegt.

»Strehl'ner Granit - kein and'rer kann mit!« Das ist ein Merkvers, den nicht nur der Lokalpatriotismus geprägt hat. Denn tatsächlich ist der Strehlemer Granit, den man im Gegensatz zu den andern schlesischen Graniten den »blauen Granit« nennt, an Härte unübertroffen. So ging er in der Form der Werkstücke in mancher Herren Länder. Er baute ebenso manche Brücke über die ferne Weichsel, wie er bei der Errichtung des deutschen Reichstagsgebäudes Verwendung fand. Daher schaut jeder Strehlemer mit Stolz zu den hochragenden Türmen der Schwebebahnen, die die gewaltige Bruchmulde überspannen und als bekannte Wahrzeichen der »deutschen Granitstadt« weit ins Land grüßen.

Glücklicherweise gehört der Strehlemer Granit zu den Propheten, die im eigenen Vaterland etwas gelten. So half er ein ansehnliches Stadtbild schaffen, das Strehlen den ihm gebührenden Platz unter den kleinen Städten Schlesiens sicherte. Das zeigt sich besonders am Ring, der durch seine großzügige Anlage und sein mustergültiges Pflaster zu den schönsten in Schlesien gehört. So manches alte Bürgerhaus, das seinen schönen Barockgiebel in steile Höhe schwingt,

ruht behäbig auf seinem granitnen Kern und träumt von den Zeiten des Kriegsgetümmels, da es sich im Schutze der granitnen Stadtmauer wohl geborgen mußte.

Das war schon eine Mauer, an der sich der Feind die Zähne ausbeißern konnte! Heute freilich ist sie nur noch in kurzen Reststrecken vorhanden. Sie gibt geduldig den malerischen Hintergrund für die prächtigen Promenaden und Grünflächen ab, die man an der einst wehrhaften Stätte anlegte, ebenso wie sie sich geduldig als Steinelieferantin mißbrauchen ließ von einer kapitalbeherrschten Zeit, die keinen Sinn für die Zeugen geschichtlicher Vergangenheit aufzubringen vermochte.

Aber der Strehlemer Granit ist viel zu hart, als daß er sich wegwischen ließe, wo er zum Dokument der Geschichte wurde. So ragt er trutzig im alten Rateturm gen Himmel, der in seiner jetzigen Gestalt auch schon wieder über hundert Jahre auf seiner ein klein wenig schief geratenen Mütze hat, und schaut auf den granitnen Urteilstisch zu seinen Füßen, der mit seinen ganz wenigen Brüdern in Schlesien zu den letzten Zeugen mittelalterlicher Rechtsprechung gehört. Hart wie der Granit waren auch die Urteile, die an diesem Tisch und zum Teil auch vollbracht wurden. Heut ist die Urteilsfindung in das »fürstliche Haus« an der Ecke Klosterstraße-Burgstraße gewandert, dessen auf schweren Kragsteinen ruhender Erker herüber nach dem Rathaus schaut.

Ein prächtiger Granitbau ist dieses Quartier der Herzöge und klösterliche Rentamt geblieben, wenn auch die Sgraffitogemälde von einst verblichen und unbarmherzige Tünche manches Ornament verschwinden ließ.

Als weiterer Granitbau liegt hinter ihm die katholische Pfarrkirche, deren gotische Ursprungsform eine spätere Zeit im barocken Stil umgestaltete. Der Kunstfreund wird hier zahlreiche Schnitzereien und Figuren finden, die vom künstlerischen Sinn der Strehlemer von einst zeugen, ebenso wie die evangelische Michaelskirche reich an Barock- und Rokokoformen ist. Das wunderbare Ratogestühl erzählt von Macht und Pracht eines lebensstarken Bürgertums.

Der ausgeprägteste Granitbau aber ist die Godehardkirche, deren dicker Wehrturm wie eine Panzerfaust auf der Tischfläche des Kirch- und Schulplatzes liegt. Sie ist ein Beweis, daß ihre Erbauer absolut im Diesseits standen, denn Schießscharten unter dem Helm und Stützen, die in der Höhe des ersten Stockes zu sehen sind und früher einmal einen Umgang trugen, zeugen davon, daß der Godehardturm, unmittelbar an der Stadtmauer stehend, einen wesentlichen Teil zur Verteidigung der Stadt beitrug. Ein schönes Epitaph und eine aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Schnitzfigur im Innern machen das Kirchlein neben seinen architektonischen Schönheiten sehenswert.

Die geschichtliche Erinnerung hält neben Inschriften an Bürgerhäusern u. a. eine Büste Friedrichs des Großen an dem Walterschen Hause wach, die davon Kunde gibt, daß hier durch den bekannten Verrat des Barons von Warkoffsch das preußische Staatsschiff belohnen nahe vom Kentern gebracht worden wäre. Die lauberen Dörfer Friedrichstein und Mehlteuer zeugen von der kolonisationsförmigen Tätigkeit des großen Preußenkönigs.

Aber Strehlen ist keine Stadt, deren Blick nur auf die Vergangenheit gerichtet ist. So romantisch manches an vergangene Tage erinnernde Plätzchen sein mag, soviel sich auch vom einstigen Kleinstadtauber

erhalten hat, der Strom der heutigen Zeit durchflutet auch die kleine Stadt an der Ohle. Die deutsche Kleinstadt ist immer fleißig gewesen, sie ist es heute mehr denn je, wenn ihr auch die Hast und öde Nivellierung der Großstadt zum Glück abgeht. Und so arbeiten fleißige Volksgenossen nicht nur in der überragenden Steinindustrie, sondern auch in den Webereten, der Zuckerfabrik, den Ziegeleien, in Beton- und anderen Werken.

Die bauliche Entwicklung der Stadt ist in den letzten Jahren gleichfalls mächtig fortgeschritten. Zahlreiche Siedlungsbauten entstanden, und mit besonderer Freude folgt man dem Leben in der Kinderreichen Siedlung am Memelweg.

Als Sportstadt hatte Strehlen immer einen guten Namen, und seit 1930 bot es auf dem Stadtberg den Segelfliegern eine zwar nicht ideale, aber immerhin beachtenswerte Übungsstätte, die auch von Brieg und Breslau aus aufgelucht wurde.

Eine liebliche Umgebung rundet das Bild der hübschen, kleinen Stadt ab. Sanfte Hügelketten leiten zum Rummelsberg über, den seit kurzer Zeit eine gemütliche Baude im neuschlesischen Stil schmückt. An die ritterliche Vergangenheit erinnert die alte Turmgaststätte, die jedoch den heutigen Anforderungen nicht mehr gewachsen war,

denn die Nähe Breslaus brachte dem Strehlemer Land einen Immerhin beachtlichen Fremdenverkehr. Es waren ebenso die sommerlichen Wanderungen wie die leichten Skifahrten des Winters, die immer neue Freunde anlockten. Eine frühgeschichtliche Wehranlage auf dem »Romsberge« fesselt augenblicklich wieder stark die Forcher.

Auch der Kreis Strehlen spielt für die schlesische Industrie und Landwirtschaft - der Strehlemer Weizen- und Rübenboden ist bekannt - eine Rolle. Um Crummendorf, über dem sich nach Ansicht maßgeblicher Wissenschaftler einst ein germanisches Heiligtum erhob, liegt eine Reihe von Quarzschieferbrüchen, deren Gestein zur Auskleidung von Hochöfen benötigt wird und an Feuerfestigkeit seinesgleichen sucht. Der Prieborner Marmor hat seine einst weitbekannte und durch viele Schloßbauten dokumentierte Berühmtheit wiederzuerlangen sich bemüht.

»Wißt 'r oo, wu Strahla leit?«

Ja, das wissen wir jetzt, und wir haben eine Stadt kennengelernt, reich an geschichtlicher Erinnerung, gemütlich und liebenswert, arbeitsam und der heutigen Zeit aufgeschlossen, und damit in ihr jene Züge der kleinen schlesischen Stadt erkannt, die wir alle ins Herz geschlossen haben.

B U N Z L A U E R T O N W A R E N

V O N E R N S T B E R D E L

So allgemein verbreitet das Töpferhandwerk in allen Gegenden und bei allen Völkern dieser Erde heute wie in grauer Vorzeit sich darbietet, so wurden doch einzelne wichtige Mittelpunkte eigenartiger keramischer Produktion stets besonders bekannt. Ihre Erzeugnisse berühren uns ganz typisch, eigenartig und einzigartig. So sind die Begriffe »assyrische Fliesen«, »griechische Schwarzglanzkeramik«, römische »Terra sigillata«, »chinesisches Porzellan«, »italienische Majolika«, »deutsches Steinzeug« um nur einige wichtige Beispiele herauszugreifen, zu Kulturbegriffen geworden, die internationale Geltung haben. Zu einer solchen Standard-Bezeichnung gehört auch der Begriff »Bunzlauer Ware« oder »Bunzlauer Braungeschirr«.

Es ist nicht ein Überschwang des Berichters, wenn so in einem Atemzug die bescheidene schlesische Ware direkt genannt wird im Zusammenhang mit den berühmtesten Erzeugnissen der Kultur- und Kunstgeschichte. Gewiß gibt es beim Übersehen und Sichten all solcher eigenartiger Schöpfungen gradweise Unterschiede in Qualität und vor allem in Quantität. Vom Standpunkt aber der Wertung des Besonderen und Typischen dürfen wir ruhig jenes Nebeneinanderstellen wagen!

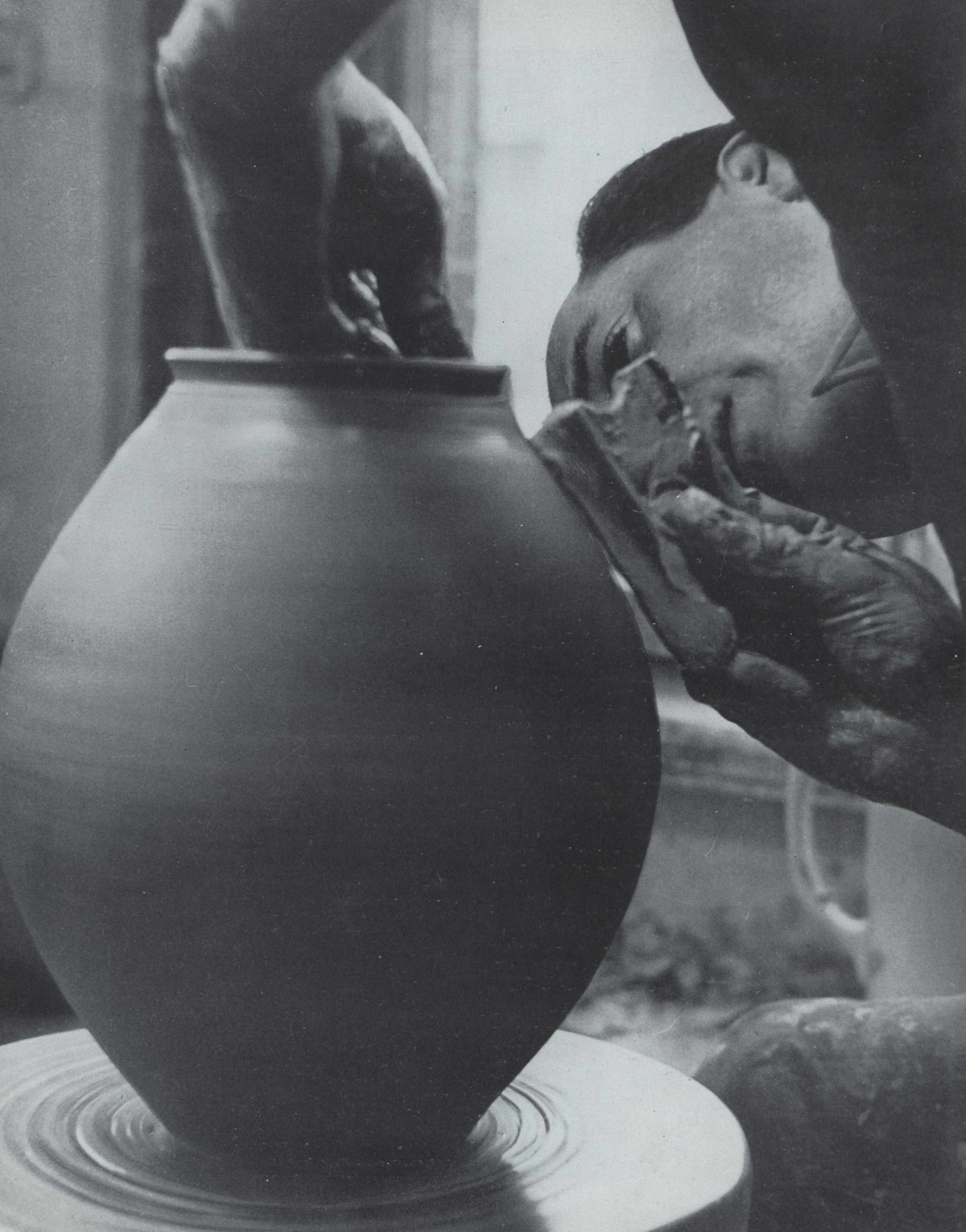
Material und Mensch, hier also im wahrsten Sinne des Wortes: Boden und Blut, bedingen das Aufblühen solcher Leistungen. Und so sei zum tieferen Verständnis der Bunzlauer Töpferei und weiterhin der ganzen Bunzlauer Tonwaren-Industrie auf folgendes aufmerksam gemacht.

Jede keramische Betätigung erwächst ursprünglich aus der Eigenart des am Orte gefundenen Werkstoffes und der ihn verarbeitenden Menschenrasse. Die Bunzlauer Tone, im Umkreis von etwa 20 Kilometer um die Stadt vorkommend, gehören zu den geologisch ältesten Tonen Deutschlands, sind daher, wie fast alle alten Tonschichten, ziemlich rein, von fast weißer Brennfarbe, hochfeuerfest und von guter Elastizität. Verwendet wurden sie schon in vorgeschichtlicher Zeit. Geschichtliche Daten sind schwer beizubringen. Vor 200 bis 400 Jahren entwickelten sich zwei Gewerbetriebe, die aber bis fast zur Neuzeit meist in einer Hand lagen: Geschirrtöpferei und Ofentöpferei. »Kachel«, eine Bezeichnung, die heute fast nur für die

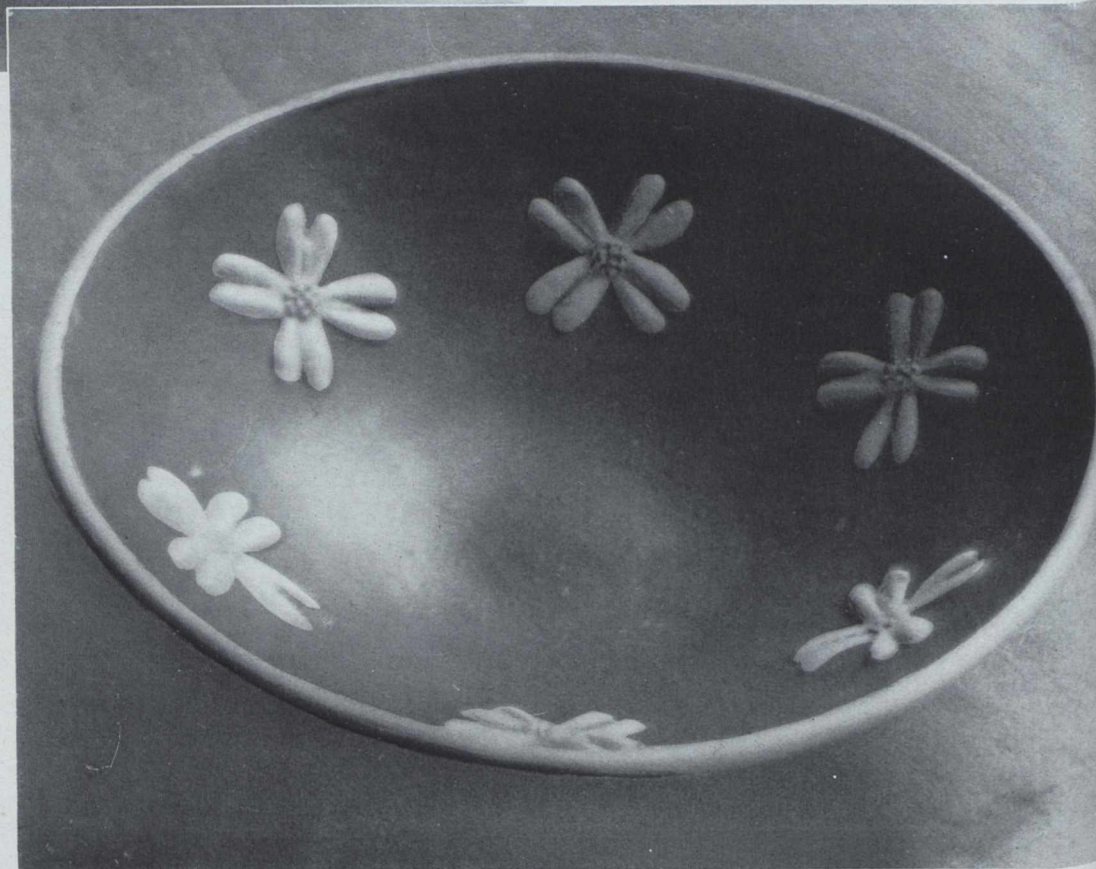
glatten Ofentelle gebraucht wird, bedeutete ursprünglich »Schüssel«, und die ältesten Ofenkacheln sind demnach auf der Töpferscheibe gedreht und konkav nach außen schauend, in die Ofenwand eingefügt. Diese Kacheln, ebenso wie die alten Töpfe, beides leicht gebrannt (800 bis 900 Grad) und mit leichtflüssigen Bleiglasuren bedeckt, sind technisch nichts Eigenartiges und würden niemals den Namen »Bunzlauer« zu diesem Standardbegriff gestaltet haben. Der Eigenart des grubelnd und zu eigener Freude schaffenden deutschen Meisters entspricht es nun, zu suchen, Möglichkeiten auszuschnöpfen und das Gefundene in passender Form und Zier zu verkörpern.

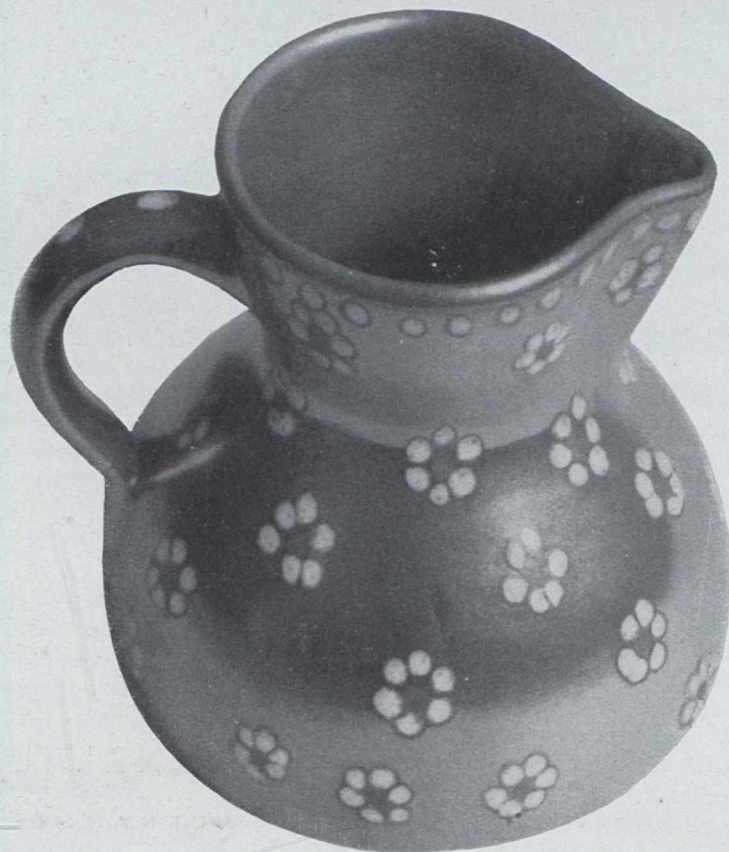
Welcher Meister vor vielleicht 250 Jahren gefunden hat, wie man durch Hochbrennen (bis 1300 Grad) der feuerfesten Bunzlauer Tone einen fast dichten Scherben erhält, wie derselbe mit harten, chemisch unangreifbaren Glasuren bedeckt werden kann, ist nicht bekannt. Tatsache aber ist: seit etwa dieser Zeit erst erkeht die echte »Bunzlauer Ware«, dem Porzellan verwandt, ja in besten Stücken, der »Altmann«-Ware aus der Zeit 1800 bis 1820, dem Porzellan fast ebenbürtig! Von leicht schmelzenden Bleiglasuren ist keine Rede mehr, Porzellanglasuren decken den Scherben, und die locker gebrannten Waren der früheren Zeit bleiben nunmehr auf die Ofenkacheln, die Ofentöpferei beschränkt.

Noch ein Hinweis technischer Art: Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß nun immer noch kein Grund vorhanden ist, von Bunzlauer Braun zu sprechen! In der Tat ist die Bunzlauer Ware weiß oder wenigstens fast weiß, wie jede schlesische Ofenkachel, jeder weiße Ziegel und das Innere der braunen Bunzlauer Töpfe es beweisen. Es kam nämlich in jener Zeit des Suchens und Versuchens, der höheren Brände und Feuerkünste noch eine Entdeckung dazu: Man fand, daß einfache Ziegel- und Töpfertone, wie sie sonst zu den bekanten Irdenwaren verarbeitet werden (»Bauerntöpfereien« in Hessen, Bayern, Schwarzwald usw.), auf dem Bunzlauer Geschirr bei seinen hohen Brenngraden als glänzende Braunglasur aufgebrannt werden können. Auch hier ist nicht bekannt, wer diese Braunglasur erfunden hat. Und es ist ganz merkwürdig, daß diese Glasur (die Töpfer nennen sie bezeichnenderweise: »Farbe«) als eine farbige



BUNZLAUER
BRAUNZEUG







BUNZLAUER TONWAREN

AUFNAHME: MARGOT LEINKAUF

Dekorationsart, als augenfälligstes Merkmal dann in der Folge der gesamten Bunzlauer Töpferei ihre typischen Namen gegeben hat. Es ist auch für den Nichtfachmann sicherlich interessant, all diese technischen Besonderheiten kennenzulernen. Denn so erst versteht man auch die Eigenart in Form und Dekor. Ganz bestimmt wirkte der wundervolle milde Glanz des warmen Braun mit bei der Formgebung, der Kunst der »Buckel und Vertiefungen« (Rodin) und der harmonischen Reflexe; ebenso reizte das Spiel von Braun und Weiß zu den typischen Ausparungen, Relief-Verzierungen und Belegen (»Altmann-Keramik«).

Andererseits wird sofort klar, daß dieses Braun eben doch nicht das einzige Merkmal der Bunzlauer Ware sein kann: sowie man farblose Glasur (Porzellan glasur) verwendet, hat man es mit einer fast weißen Ware zu tun, die es nun ermöglicht, mit bunten Malereien, die unter der Glasur durchleuchten, einen frohsinnigen Eindruck zu erzeugen, der in lustigen »geschwämmelten« und einfach bemalten Mustern sich auswirkt. Auch diese Technik ist durchaus charakteristisch für die Bunzlauer Ware. Außerdem lassen sich andersfarbige Scharf- feurglasuren ornamental auf dem Braun oder statt des Braun aufbrennen. (»Bunzlauer Braunzeug«, siehe unten!)

Im Laufe der Gesamtentwicklung der Bunzlauer Keramik darf aber nur die rein technische Bedeutung der Bunzlauer Tonindustrie nicht außer acht gelassen werden: Vorratsgefäße, Gär- und Konserventöpfe entwickelten sich als selbständiger Fabrikationszweig, der in den letzten Jahrzehnten zu chemischen Geräten, Faltern, Röhren, Laboratoriumsgefäßen, feuerfesten Geräten, Gasretorten, sanitären Anlagen (»Bunzlauer Feuerlin«) vorangeschritten ist. Dagegen entwickelte sich die einfache Ziegelindustrie und die Kachelfabrikation zur Baukeramik, die für Innen- und Außenarchitektur weitgreifende Bedeutung gewonnen hat. In ganz Deutschland und darüber hinaus spielen die Bunzlauer Erzeugnisse und die der Umgebung, aus Siegersdorf, Naumburg usw. eine bedeutende Rolle bei der Ausstattung von Fabriken, Kasernen, Gemeinschaftslagern und Hüttenwerken. Gerade auch die vorzüglichen feuerfesten und säurefesten Eigenschaften der Bunzlauer Fabrikate bringen sie in innigste Berührung mit den modernsten chemischen und metallurgischen Werken unseres Vaterlandes.

Seit Jahrzehnten haben auch Stadt, Provinz und Staat diese doppelte Bedeutung der Bunzlauer Tonwaren-Industrie erkannt: die tiefe kulturelle Wirkung der bodenständigen Handwerkskunst wie auch die hohe volkswirtschaftliche Aufgabe der technischen Produkte der Bunzlauer Keramik. Durch die 1897 erfolgte Eröffnung der keramischen Fachschule wurde eine sorgfältige Betreuung all dieser vielgestaltigen Aufgaben durchgeführt.

Je nach der Zeitlage war wechselnd die technisch-chemische Mitarbeit oder auch die kulturelle und kunsthandwerkliche Wirkung dieser staatlichen Fachschule immer wieder ein mächtiger Antrieb in dem reichen Aufgabenfeld der Keramik. Und wiewohl die Anstalt bald ein wichtiges Glied der keramischen Betätigung für die sämtlichen Zweige der deutschen und - wir dürfen es ruhig sagen - internationalen Keramik geworden ist, blieb die liebevoll gepflegte örtliche Töpfer-Tradition stets ein Hauptfeld ihrer Tätigkeit.

Besonders als nach dem Zusammenbruch 1918/19 die Töpferei fast zu erliegen drohte und gerade die ursprüngliche Handwerkskultur zum Erliegen kam, erstand nach dem erlösenden Umbruch 1933 durch die gemeinsame Arbeit der Schule mit den wenigen übriggebliebenen Töpfereien die fruchtbare Arbeitsgemeinschaft »Bunzlauer Braunzeug«, die an die alte Tradition anknüpfte und sie künstlerisch wie technisch mit neuem, zukunftsfreudigem Leben erfüllte. Der Name »Braunzeug« deutet an, daß es sich hier um eine edle hochgebrannte, steinzeugähnliche, dem Porzellan nahestehende Ware handelt, die des wärmsten Interesses würdig ist.

So steht die Bunzlauer Töpferei - handwerklich wie auch technisch und fabrikmäßig - heute im Zeichen blühenden, neu erweckten Lebens und hat auch volkswirtschaftlich mit ihren rund dreitausend arbeitenden Volksgenossen eine hohe Bedeutung für das gesamte Schaffen unseres Gaues. Möge der neue Wahlpruch unserer Töpfer-Fachschaft stets lebendig und fruchtbringend bleiben:

»Aus deutscher Erde deutsches Werk zu schaffen,
Soll jedes Töpfers Stolz und Ehre sein.«

EROBERUNG DES GEBIRGES (FORTSETZUNG)

feiner ganzen zahlreichen Begleitung auf der Koppenhöhe ein Scheibenschießen veranstaltete, wobei der Wirt der heutigen Hampelbaude den besten Schuß abgab. So steht in jener eigenartigen Zeit der Gedanke an den Ernst der Vergänglichkeit und die Heiterkeit frohen Lebensgenusses unvermittelt nebeneinander.

Schon wenige Jahrzehnte später vertieft sich der Hirschberger Arzt und Dichter Caspar Lindner in diese alten Koppenbücher und gibt sie unter dem Titel »Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das weltberühmte schlesische Riesengebirge« heraus. In der Einleitung zu dieser Schrift ist eine Feststellung ganz besonders bemerkenswert. Er spricht von höchst bewunderungswürdigen Sachen, die hier anzutreffen sind, von jähem, fürchterlichen und herabhängenden Klippen, von abscheulichen Klüften, greulichen und finsternen Höhlen, von erschrecklichen und Schwindel machenden Abgründen. Aber alles dieses Entsetzliche empfindet er als wunderbar. Und er kommt zu dem Schluß, daß das »unvergleichlich Schöne«, das »allerliebste Behäglich« und das »auserlesene Artige« doch nicht eine gleiche Empfindung des Wunderbaren zu erwecken vermag. So verstehen wir seine eigene Eintragung in das Koppenbuch, nach der »Dritten, vergnügten Reise über diese Gebirge am 3. August 1723«:

Unerforschlich großer Gott!
Was sind hier für Wunderwerke?
Wer begreift Deine Macht?
Wer begreift Deine Stärke?
Zweifelsohne läßt Du dieses fogar Himmelhoch gelchenn,
Daß wir himmelscheue Menschen nach dem Himmel sollen sehn.

✱

Schon lange bevor der Hirschberger Arzt Caspar Lindner den Empfindungen Ausdruck gab, die die gewaltige Natur des Riesengebirges in seinem Dichterherzen erweckte, hatte schon so mancher Dichter, ein jeder im Geiste seiner Zeit, das schlesische Gebirge belungen. Dabei ist es immer wieder rührend zu betrachten, wie das dem Schlesier eigentümliche Heimweh dem in der Ferne weilenden Kind dieser Heimat die ursprünglichsten und deshalb so zu Herzen gehenden Äußerungen der Dichterbrust entlockt. Denken wir nur an das Lob der Vaterstadt Hirschberg, das 1506 ein Kind dieser Stadt im fernen Padua seiner Heimat zusandte. Etwa hundert Jahre später schildert Martin Opitz in einem seiner dichterischen Werke in der »Schäferrey von der Nympe Hercinia« die Landschaft des Riesengebirges und macht dadurch dieses Gebirge in ganz Deutschland bekannt. Eine viel lebendigere dichterische Schilderung aber gab der Breslauer Rektor Johann Fechner. Sein Schneekoppengedicht, in dem er Gewittersturm und Wolkenchatten so eindringlich schildert, blieb aber nur auf gelehrte Kreise beschränkt, da es in lateinischer Sprache abgefaßt war. Das eindrucksvollste Naturerlebnis im Riesengebirge, der Sonnenaufgang auf der Schneekoppe, aber hat seinen großen Dichter in Heinrich von Kleist gefunden, als er am 13. Juli 1797 seine »Hymne an die Sonne« in das Koppenbuch eintrug. Im August 1809 bereifte der junge Theodor Körner mit einem Freunde von Freiberg aus zu Fuß das Riesengebirge. Von Warmbrunn aus bestiegen die Freunde die Koppe, und hier oben gibt der Achtzehnjährige seinem Gefühl in begeistertsten Versen Ausdruck.

Hoch auf dem Gipfel deiner Gebirge steh' ich und staun' ich, glühend begeistert, heilige Koppe, Himmelanstürmerin.	Weit in die Ferne schweifen die trunkenen, freudigen Blicke; überall Leben, äppiges Streben, überall Sonnenschein.
---	---

Fast genau ein Jahr später weilte auf der Koppe ein anderer Dichter, der seine tiefen Empfindungen als bildender Künstler auf die Leinwand bannte. Wir werden ihn noch kennenlernen, aber schon jetzt wollen wir, da wir die Dichter des Wortes erwähnen, dieses großen Dichters der Malerei an dieser Stelle gedenken. Aus der großen Fülle der Riesengebirgsdichtungen des 19. Jahrhunderts leuchten immer wieder als unvergängliche Sterne Worte auf, die die beiden schlesischen Dichterbrüder schrieben, Carl und Gerhart Hauptmann. Carl, der das Wesen dieses Gebirges in seiner Natur und in seiner



WEINBAU IN GRÜNBERG · AUFNAHME: K. F. KLOSE

DER SCHLESISCHE WEINBAU MUSS POUSSIERET WERDEN

V O N E R N S T S C H I N D L E R

Jn der letzten Zeit hat der Staat in großzügiger Weise Mittel für den Neuaufbau des Grünberger Weinbaugesbietes zur Verfügung gestellt. Diese Hilfe tut not; denn die schlesische Weinbauinsel ist auf 100 Hektar Anbaufläche geschrumpft. Maßgebend für die Unterstützung sind wirtschaftliche Gründe. Die für Weinbau in Aussicht genommenen Flächen, zunächst 500 bis 600 Morgen Südhänge, können mit keinem andern Kulturgewächs auch nur annähernd so ertragreich genützt werden. Zu lösen ist aber die Aufgabe, die nun der Verwaltung und der Bevölkerung gestellt ist, nur von weinbaubegeisterten Menschen, die sich als Träger einer ehrwürdigen Tradition fühlen und aus dieser Quelle die Kraft schöpfen, mit Geduld und Beharrlichkeit den Neuaufbau durchzuführen, und die sich durch unausbleibliche Rückschläge nicht entmutigen lassen. Im Kreise Grünberg gibt es noch eine kleine Schar von Winzern, die ihre Erfahrungen und ihren Glauben auf die heranwachsende Generation übertragen kann. Weinbau ist nicht zu vergleichen mit irgendeiner anderen landwirtschaftlichen Be-

tätigung. Es ist beinahe mehr Sache des Gemüts als des rechnenden Verstandes. Wer zum Winzer berufen ist, muß zutiefst davon überzeugt sein, daß alles adlig ist, was Rebe heißt. Der folgende kurze Rückblick auf die Geschichte des schlesischen Weinbaues will das Schaffen der Gegenwart auf diesem Gebiet in den großen Zusammenhang stellen, aus dem heraus es einen tieferen Sinn erhält, und will dadurch eine bescheidene Hilfe für den Neuaufbau sein. Die Urrebe, die sich an den Bäumen der Braunkohlenwälder in Schesien emporrankte, wie (nach Baffermann-Jordan) ein Samenfund aus dem Tertiär beweist, wurde unter den Gletschern der Eiszeit für immer begraben. Seit dem großen Temperatursturz fand die Rebe in Schesien, wie in ganz Norddeutschland, keine Heimat mehr. Als der Weinstock nach Jahrtausenden wieder in Schesien auftrat, war er Gast, ein Kulturgewächs, das in unseren Breiten nur lebensfähig ist, wenn es vom Menschen sorgfältig gehegt und betreut wird.

Die Voraussetzungen für den Grünberger Weinbau, auch für seine



WEINLESE · TRAUBEN IN DER PRESSE · 2 AUFNAHMEN: FOTO - HASSE

jetzige Erneuerung und Ausweitung, schuf die Eiszeit. Sie lagerte stellenweise in unangebrachter Gebelane über dem Geschiebelehm dicke Schichten grobkörnigen, teilweise kieseligen Sandes ab. Vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus hat sie damit ausgesprochene Pflucharbeit geleistet. Die meisten Kulturpflanzen sind nicht in der Lage, mit ihren Wurzeln die Sandschicht zu durchdringen, um aus den feuchten, nährstoffreicheren Schichten ihre Kraft zu ziehen. Trostlos müssen weite Strecken ausgesehen haben, als sie sich nach der letzten Eiszeit zögernd wieder mit Grün überkleideten. Heidekraut tastete sich gegen den kahlen Boden vor. Immortellen und Schafrapunzeln bemühten sich, ihn ein wenig zu schmücken, und wenn es hoch kam, so kümmerten auf feiner sonnedurchglühnten Nacktheit einige Kiefern. Die illyrischen und germanischen Siedler der Vor- und Frühgeschichte konnten diesen Boden landwirtschaftlich nicht nützen, brauchten ihn auch nicht.

Der heutige Weinbau im Nordosten Deutschlands ist ein Denkmal der Großtat des deutschen Mittelalters, der Wiederbesiedlung des Ostens. Eine ungeheure Woge überschüssiger germanischer Volkskraft flutete in den Osten hinein. Kaum hatten diese Siedler dem Boden die Lebensnotwendigkeiten abgerungen, da dachten sie auch schon an des Lebens Zierden und Erhöhung, an den kühlen Trank nach des Tages Last und den Wein für kirchliche Zwecke. Wahrscheinlich besorgten sie sich das Pflanzmaterial aus Böhmen und der Mark, aus den Gegenden also, für die das Vorkommen des Weinbaus schon im 11. und 12. Jahrhundert bezeugt wird. Bald

grünten im Windschutz der ausgedehnten Wälder auf den Feldern die ersten Reben, und ein Herbst kam, in dem frohe Weinlese gefeiert werden konnte, wie einst im Westen. Erst später baute man auch die Hänge der Hügel mit Wein. Der eingeborene Grünberger redet auch heute noch nicht von Weinbergen, sondern sagt: »die Wein g ä r t e« (nicht Weingärten!). Wahrscheinlich ist den deutschen Siedlern erst durch den Weinbau ihr Land zur Heimat geworden.

1200 werden Weinberge bei Oels und Trebnitz erwähnt. 1203 erschien eine Winzerordnung Heinrichs I.; auch Löwenberg hatte damals schon Weinberge. Im 14. Jahrhundert häufen sich die Nachrichten. Michalow, Grünberg, Breslau (1370), Bergmühle bei Münsterberg und Schlaup bei Jauer, mit feinem noch heute üblichen Spalierbau, werden erwähnt. Die Zeit der ersten urkundlichen oder chronikalischen Erwähnung ist nicht gleichbedeutend mit dem ersten Auftreten überhaupt. Sie läßt in allen Fällen darauf schließen, daß in der betreffenden Gegend schon seit längerer Zeit Weinbau betrieben wurde. Auch über die Ausdehnung des damaligen Weinbaus gaben die Urkunden keine erschöpfende Auskunft. Vielfach lebt die Erinnerung an früheren Weinbau nur noch in Wappenzeichen, Ortsnamen und Flurbezeichnungen fort. In Grünberg heißen z. B. heute noch ein Stadtteil und eine Straße »Altes Gebirge«. Der Überlieferung nach, die viel Wahrscheinlichkeit hat, ist das so bezeichnete Gebiet das älteste Weinbaugelände der Stadt. Der Name »Gebirge« ist in diesem Falle kein Sammelbegriff für Berge, sondern ein volkstümliches und aktenmäßig bis in das 18. Jahrhundert hinein gebräuchtes Flächenmaß für Weinberge.

Auch in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Posen, Ost- und Westpreußen wurde damals Wein gebaut, bis in die Höhe von Tilsit! 1363 trank Herzog Rudolph von Bayern auf der Marienburg Thorer Landwein aus goldenem Becher und urteilte begeistert: »Echtes Öl, davon einem die Schnauze anklebt!« Dieser Wein mag allerdings mit Honig und Beeren saft ausgiebig »veredelt« worden sein! Im 15. Jahrhundert war ganz Deutschland ein Weinland. Freilich war der Wein

in manchen Gegenden nach dem Urteil eines zeitgenössischen Schriftstellers acetum naturale, natürlicher Essig. Grünberg spielte ursprünglich als Weinstadt keine besondere Rolle, während Weine aus Neumarkt und Guben schon 1329 als wichtiger Handelsartikel genannt werden.

In Schlesien hat der Huffitensturm gründlich unter den Weinbergen aufgeräumt. Ihm sollen auch die Weinberge bei Löwenberg zum Opfer gefallen sein. Grünberg blieb von dieser Plage verschont, dehnte damals sogar der gesteigerten Nachfrage wegen seine Anbaufläche erheblich aus. Doch haben Mißernten, der Glogauische Erbfolgekrieg und die Pest auch dem Grünberger Weinbau schwere Schäden zugefügt. Beinahe vernichtend wirkte der strenge Winter 1453. Die Reben erfroren bis in die Wurzeln hinein. Zwölf Jahre lang war von einer Weinernte nicht die Rede. Neue Sorten mußten aus Ungarn, Österreich und Franken bezogen werden. Dafür fiel dann der Segen 1484 so reichlich aus, daß die Fässer fehlten. 1514 bis 1521 war eine zweite Unglücksperiode für den Grünberger Weinbau.

Diese Kältezeiten, der zunehmende Handelsverkehr und damit Konkurrenz, dazu auch das Aufkommen neuer Genußmittel, schädigten den Weinbau derartig, daß man nach dem Dreißigjährigen Kriege vielfach die zerstörten Weinberge nicht wieder anlegte. Auch die Grünberger Weinberge wurden in dieser Zeit zum großen Teile verwüstet. Die Chroniken erzählen, daß »frumbe« Landsknechte die zugespitzten Weinpfähle dazu mißbraucht hätten,

den friedlichen Bürger zu speißen. Aber die Grünberger sind zähe. Sie bauten ihre Weinberge wieder auf, weil sie aus jahrhundertelanger Erfahrung wußten, wie gut sich wirtschaftlich Weinbau und Wolleverarbeitung ergänzen. In der Zeit Friedrichs des Großen fahen sie in dem Weinbau »eine Hauptquelle ihrer Nahrung«. Die russische Invasiön unter Soltikow und Fermor hat den Weinbergen schweren Schaden gebracht. Die Russen fuhren mit Wagen rüchichtslos durch die Weingärten und unterhielten mit den eichenen Weinpfählen ihre Lagerfeuer. Aber diese Schäden wurden wettgemacht durch gute Absatzverhältnisse. Die preußischen Lazarette brauchten viel Weineffig, damals das beliebteste Wundbehandlungsmittel. Voll Stolz wird in Grünberg heute noch darauf hingewiesen, daß vor der Schlacht bei Leuthen Grünberger Wein in das königliche Heerlager geliefert wurde und einen bescheidenen Anteil an dem unvergleichlichen Heldenmut der Preußen gehabt habe. Diese Tatfache jedoch mit der »schiefen Schlachtordnung« in Verbindung zu bringen, ist eine Art Geschichtsbetrachtung, wie sie zu vorgerückter Stunde in Grünberger Weinschenken gepflegt wird. - Der große König stand zum Grünberger Weinbau ähnlich wie der heutige Staat. Friedrich war durchaus dagegen, daß Boden, der sich zum Anbau von Brotfrüchten eignete, in Weinland verwandelt wurde. Doch fah er ein, daß für viele Gebiete in der Gegend Grünbergs der Weinbau die wirtschaftlichste Art der Nutzung sei. Daraus zog er die entsprechenden Folgerungen. Nie verfäumte er, sich bei seinen vielen Aufenthalten in der Stadt nach dem »Weinwachs« zu erkundigen. Seine grundsätzliche Einstellung zum Rebenbau kennzeichnete er selbst kurz und knapp: Der schlesische Weinbau muß pouffieret werden!

Ein Grünberger Stadtplan von 1807 zeigt, daß die Stadt damals von einem Kranz Rebengärten umgeben war. 2575 Morgen Weingärten weist er in 71 Revieren auf, dazu 726 Weinbergshäuschen mit Pressen und Backen, von denen nur 26 dauernd bewohnt waren, die anderen also ausschließlich Weinbergszwecken dienten.

Die Weinbehandlung ist damals allerdings recht mangelhaft gewesen. Die Trauben kamen ohne sorgfältige Auslese in den Treterog und die Presse, rote und weiße, reife und unreife zusammen, mit Staub und Spinnennestern. Der auf diese Weise gewonnene Wein hatte einen rohen, stechenden Geschmack und eine lchielende (ins Rötliche spielende) Farbe. Daher noch heute der Name »Schillerwein« für ein mißratenes Gewächs! Er hat mit dem Dichterfürsten nichts zu tun!

Von größter Bedeutung wurde für den Grünberger Weinbau 1824 Carl Häusler aus Hirschberg, Kaufmann, Poet und Praktikus. Ihm gelang es als erstem, deutschen »Champagner« herzustellen, und zwar aus Grünberger Trauben. Sein praktischer Blick fah sofort den in Grünberg eingerissenen Schlendrian. Mit Energie und List wußte er, unterstützt durch einsichtsvolle Grünberger, die Querköpfe dafür zu gewinnen, seinem Vorbilde und seinen Anforderungen zu folgen. So wurde Häusler zum Reformator der Grünberger Weinlese. In Gemeinschaft mit Förster und Grempler gründete er 1826 die erste Weinhandlung am Orte. Bisher war zwar auch schon von einzelnen Wein nach auswärts verkauft worden, mitunter sogar in erheblichen Mengen; aber der meiste war doch im »Umtrunk«, d. h. im Weinschank bei den Weinbergbesitzern, verbraucht worden. Nun setzten, geleitet vom Weinbauverein (später Gewerbe- und Gartenverein) und unterstützt durch die Weinhandlungen, die jetzt in rascher Folge entstanden, viele Verbesserungen im Lese- und Kelterverfahren ein. Seitdem wird in Grünberg die Weinbehandlung so gewissenhaft und sorgfältig durchgeführt, wie es selbst in erfahrenen Weinbau-



AUFN.: K. F. KLOSE

gebieten nicht immer geschieht. Der Spott über den minderwertigen Grünberger kommt also um reichlich hundert Jahre zu spät. Besonderen Anreiz für Qualitätssteigerung bot dabei die Aussicht, hochbezahlte »Champagnertrauben« zu gewinnen. Es hatte sich bald gezeigt, daß der weiß gekelterte Rote Spätburgunder von Grünbergs Rebenhügeln einen Schaumwein ergab, der getrost mit dem französischen Champagner, der übrigens meist aus derselben Rebenforte hergestellt wird, in Wettbewerb treten kann. Daß es ausgerechnet dem Grünberger Wein als erstem gelang, mit Erfolg gegen das französische Monopol Sturm zu laufen, erregte damals europäisches Aufsehen.

Aus diesen erfolgreichen Reformbestrebungen erklärt sich die merkwürdige Tatfache, daß sich der Grünberger Weinbau dem sonstigen ostdeutschen Weinbau im 19. Jahrhundert gerade entgegengesetzt entwickelt hat. In vielen Gebieten kam der Rebenanbau zum Erliegen. 1857 wurden als schlesische Weinbauorte noch Freystadt Beuthen a. O. (Carolath), Sagan, Leubus, Wirschkowitz, Medzibor und Ollschawa (bei Groß Strehliß) genannt. Es waren die letzten Weinbauinseln außerhalb des Kreises Grünberg. Sie verschwanden im Laufe des Jahrhunderts. Im Kreise Grünberg aber stieg die Anbaufläche bis 1883 auf 1317,5 Hektar. In demselben Jahre hatte der Kreis Freystadt noch 108,7, der Kreis Sagan 36,2 Hektar Weinland. Von nun an ging es langsam, aber unaufhaltsam mit der Anbaufläche zurück. Die in jenen Jahren in Grünberg entstandenen Weinbrennereien konnten den Rückgang nur aufhalten, nicht verhindern.

EROBERUNG DES GEBIRGES (SCHLUSS)

Weite der Ebene. Der Künfte erhabener Vorwurf, so nannten wir diese Betrachtung, aber es ist mehr als das, diese Bergwelt des Riefengebirges. Sie ist die Förderin mannigfaltigster Kunst. Und wie die Dichter auf ihrer Höhe begeistert wurden zu glücklichem Schaffen, so hat einst dieses Gebirges höchste Höhe einem jungen Komponisten Töne aus dem Herzen gelockt zu einem Lied, das Ernst Moritz Arndt einst dichtete. Das war der Tag, an dem die alte Schneekoppe ihre große geschichtliche Stunde erlebte. Carl Hauptmann erzählt davon. »Der ganze Berg lag in einem zarten Rosenglanz. Ein schier liebliches Geflüster herrschte allenthalben in den Lüften und umflatterte die Ohren der beiden Wanderer wie ein ferner Sonnengefang. Keiner von beiden konnte ein Wort aus der Kehle bringen, als sie endlich über die letzten Felsstufen auf die höchste, östliche, deutsche Landeswacht anstiegen. Alles um sie schien licht und wohl laut. Da haben sie ewig schweigend gestanden. Da haben sie die Sonne und die ferne Welt und dazwischen den kleinen Klang des Steinpipers über dem Flechtengestrümmen lange einsam tönen hören. Wie traumwandelnd und selber mit heimlich singenden Sinnen. Haben auch noch lange schweigend in der kleinen Kuppelkapelle gestanden, in dessen Gustav Reichardt auf die leere Rückseite eines Briefes hastig diese Noten niederschrieb.« Es war die Weise zu Ernst Moritz Arndts Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? Hier hat die alte Schneekoppe mit der unendlichen Fülle ihrer Schönheit in der weiten Runde das Herz eines jungen deutschen Tonkünstlers erobert und hat dem deutschen Volke den Gefang eines Sehers geschenkt, ein Gefang, der über ein Jahrhundert später zur strahlenden und großen Wahrheit wurde.

Sehnucht nach Schönheit und Ruhe

Wir gingen mit den verschiedensten Menschen und begleiteten sie durch den Lauf der Jahrhunderte, da sie sich anschickten, das Gebirge unserer Heimat zu erobern: Glasbläser, Schatzfucher und Bergleute, gelehrte Männer wie Lehrer der Jugend, Ärzte und Forscher der verschiedensten Gebiete, wir begleiteten Dichter auf ihren stillen Wegen und schauten im Geiste den Malern zu, die das Gebirge erlebten, als sie es darstellten; wir standen mit Gustav Reichardt auf der Koppe, als ihm die Töne zuflogen, zu der Seherweise Ernst Moritz Arndts, mit diesen vielen Einzelercheinungen sind wir gewandert, mit einzelnen Menschen, die sich dieses Gebirge eroberten, aber müssen wir nicht der Tausend und aber Tausend gedenken, die im Laufe eines Jahrhunderts zu Zehntausenden und Hunderttausenden wuchsen, die alle ihre Schritte nach den schlesischen Bergen lenkten? Da gibt es viele, die Jahr für Jahr die geliebten Berge ihrer Heimat besuchen, nicht nur einmal, sondern mehrmals vielleicht, da gibt es andere, die der Ruf dieser Berge aus der Ferne hergezogen hat. Was führte dieses großes Heer nach den Bergen? Fragen wir doch den einzelnen, den unbekanntem einer großen Menge, und er wird sagen, ich habe eben Sehnsucht nach den Bergen, vielleicht kann er es gar nicht erklären, wohin eigentlich seine Sehnsucht zieht, aber wir glauben, es richtig zu treffen, wenn wir sagen, es ist die oft unterbewusste und manchmal vielleicht erkannte Sehnsucht nach Schönheit und Ruhe. Wer einmal auf den gegenüberliegenden Höhen des Boberkaßbachgebirges entlang gewandert ist, wer auf der Kapelle von Berbsdorf gestanden hat und zu seinen Füßen diesen einzigartigen Gottesgarten ausgebreitet sah, den die Menschen nach der alten Stadt dort unten das Hirschberger Tal nennen, und wer über dieser weiten Tallandschaft die große ruhige Linie des Kammes in ihrem wunderfamen Blau so recht in sein Herz einprägte, der wird es verspürt haben, daß jene Bergwelt von der Schönheit begnadet ist, und diese Schönheit zieht die Menschen, seitdem sie sie erkannt haben, von der Zeit der Romantik an, immer von neuem wieder hinauf zu ihren Höhen, wer einmal nur mit offenen Sinnen und wachen Augen in der engeren Landschaft der Falkenberge gewandert ist oder von dieser unbeschreiblich schönen stillen Gartenlandschaft weiter hinaufstieg über die schönste Paßstraße, die auf das Gebirge zuführt, dem alten Hemmerich über Neudorf und Berndorf nach Hohenwiese hinunter, der wird wissen, was es um die Schönheit unseres Riefengebirges als Ganzes schon von der Ferne aus betrachtet für eine Bewandnis hat. Sie haben alle diese Schönheit gesucht, die vielen Tausende der beglückten Bergwanderer und die

begrenzte Zahl derer, die den Vorzug hatten, sich in jenen Bergen eine Heimstätte zu gründen oder auszuruhen von einem Leben der Arbeit. Gehen wir nur einmal durch die großen stillen Gärten von Erdmannsdorf, unter deren Bäumen ein Gneifenau wandelte, von Buchwald, in der der fleißige Pionier des schlesischen Berg- und Hüttenwesens Graf Reden seine Tage beschloß und seine Witwe jahrelang als der Schutzengel dieser Landschaft wirkte, gehen wir durch den stillen Park von Fischbach, wo der Bruder König Friedrich Wilhelms III. glückliche Tage echten Familienlebens verbrachte, und wir werden überall aus den Stimmen dieser Bewohner, die in dankerfüllten und oft begeisterten Briefen niedergelegt sind, immer nur das eine herauslesen: den Preis der Schönheit dieser Täler und Berge. Und wenn wir weitergehen bis zur Gegenwart und den großen Kreis der geistig und künstlerisch schaffenden Menschen betrachten, die in diesen Bergen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, oft nach langen Wanderfahrten, oft von entfernten deutschen Gauen kommend, und wenn wir daran denken, wie so mancher von ihnen in unseren Bergen seine zweite Heimat, seine Wahlheimat fand, so steht immer der gleiche Beweggrund hinter dieser Wahl, es war bei jenen Schaffenden nichts anderes als die Sehnsucht nach Schönheit und Ruhe, in der sie noch viel vollendeten. Denken wir daran, daß diese Berge einer ganzen glaubenstreuen Schar deutscher Menschen vor einem Jahrhundert stille Zuflucht wurde und ihnen versucht hat, eine verlorengegangene Heimat in den Zillertaler Alpen zu ersetzen. Es ist eine Segensfülle von diesen Bergen herabgeströmt in die Herzen der Menschen, das erkennen wir jahraus, jahrein, wenn wir etwa zur Sommerszeit unter den steinernen Lauben des Hirschberger Marktplatzes stehen und in die erwartungsfrohen Gesichter blicken, die durch dieses Tor der Berge ihren Höhen entgegenziehen.

Quelle der Kraft

Seit einem Menschenalter aber ist es geschehen, daß diese Berge noch einmal erobert wurden. Sie sind alt geworden, jene Pioniere des Winterportes, die vor fünfzig Jahren zum ersten Male im Winter hinaufzogen auf die einsame Kammhöhe. Ihre Bergbesteigungen waren damals so abenteuerlich wie einst die Sommerwanderungen des beginnenden 18. Jahrhunderts. Man muß sie nur erzählen hören, jene Alten, wie etwa den Maler Tüpke, als er dort oben in einer der tief verschneiten Bauden hauste, als jeder der vier Gefellen die einzige Skifahrte beobachtete, die an einem Morgen durch diese Landschaft gezeichnet wurde. Man muß die alten Geschichten hören von den Paschern, die zur Winterszeit über das tief verschneite Gebirge zogen und von den Bauden leben, da die Spitzbärte des Morgens an das Federbett angefroren waren und von der Tonne Sauerkraut mit Äxthieben die Mittagseration entnommen wurde, und heute? Tausende und aber Tausende tummeln sich zur Winterszeit auf diesen Höhen und schöpfen alljährlich aus dieser nie versiegenden Quelle der Kraft. Wir brauchen diesen Segen nicht näher zu schildern, wir erleben ihn beglückten Herzens Jahr für Jahr aufs neue, wir nehmen ihn vielleicht als eine Selbstverständlichkeit hin und vergessen so schnell die Geschichte dieser letzten und vielleicht für unser ganzes Volk segenvollsten Eroberung des Gebirges. Wer diesen letzten Eroberungszug und seine Geschichte erforschen will, der greife zu den Blättern, auf denen sie Jahr um Jahr verzeichnet wurden, dem heute einundsechzigjährigen rüstigen »Wanderer im Riefengebirge«. Mit diesen Blättern hält er die Zeitschrift des Vereins in Händen, der nicht allein durch werbendes Wort und Bild, sondern durch unermüdete Tat seinen Teil zur Eroberung des Gebirges beigetragen hat. Wir finden im Winter die Stangenmarkierungen und ihre ständige Inordnungshaltung als ebenso selbstverständlich wie zur Sommerszeit die vorbildlich gepflegten Wege in unserer schlesischen Bergwelt. Wir können es uns nicht mehr gut vorstellen, wie man ohne sorgfältige Wegemarkierung in den Bergen wandert, wir lassen uns im Sudetenmuseum zu Hirschberg in einzigartigem Anschauungsunterricht das Wesen dieser ganzen großen Landschaft vor Augen führen und finden das anerkennenswert, aber wir wissen vielleicht nicht, welche unendliche Fülle treu hingebender freiwilliger Arbeit und Liebe zu den Bergen hinter all diesem uns so selbstverständlich erscheinenden Dingen steht. Eine Quelle der Kraft ist das Gebirge für uns Menschen der Gegenwart geworden, der unverfügbare Quell der Heimatliebe war es, die diese Quelle der Kraft den Menschen der Gegenwart erschloß.

OPER UND KONZERT IN Breslau

J m Februar und März brachte das Opernhaus nichts Neues. Als Wiederholungsaufführungen starteten erstmalig in dieser Spielzeit Smetanas »Verkaufte Braut« und Straußens »Rosenkavalier«. Die prachtvolle komische Oper des Böhmen übte in ihrer volkonahen Ursprünglichkeit, ihrem gesunden Humor und ihrer feingliedrigen musikalischen Gestaltung wieder ihre alte erfrischende Wirkung aus. Unter Carl Schmidt-Beldens temperamentstarker Leitung sprühte die Musik in echtem Lustspielton auf. Seiner Initiative folgten Margarete Kalz als muntere Marie, Werner Mächel als schmucker, wenngleich stimmlich gehemmter Hans, Erich Kunz als drahtischer Kegal und Karl Walther als dumm-pfiffiger Wenzel. Auch die beiderseitigen Elternpaare und die wandernde Schmiere fanden eine treffliche, im letzten Falle recht ergögliche Darstellung. Nicht ganz ihre frühere Höhe erreichte die »Rosenkavalier«-Aufführung. Zwar spielte das Orchester unter Philipp Wüst sehr farbig, aber im Solistenensemble kam man wenig über eine mittlere Linie hinaus, zumal der Gast, Glanka Zwingeberg, die als »Walküren«-Brünhilde in bester Erinnerung lebte, in der Partie der Marichallin ihren edlen, hellen Sopran nicht recht auf den gedeckten, resignierenden Unterton, wie er aus dem Gesang der alternden Frau klingen muß, einzustellen vermochte.

Eine glänzende Neuinszenierung erlebte »Der Zigeunerbaron« von Johann Strauß. Man rät wohl nicht fehl, wenn man hierfür die vorübergehende Anwesenheit des zukünftigen General-Intendanten Hans Schlench als ein treibendes Agens bezeichnet. Jedenfalls hatte man seine große Freude an dem aufs sorgfältigste vorbereiteten, lebhaft pulsierenden Bühnenspiel (Regie Dr. Werner Müller), der anmutigen Balletteinlage des »Kaiserwalzers« (Leitung Käthe Hoppe) und der fein abgestimmten Orchesterbegleitung (Dirigent Dr. Herbert Lindner). Von den Solistentrugen Carl-Heinz Graumanns sympathischer, vornehm singender Barinkay, Herma Kaltners hingebend empfindungsvolle Saffi, und Hubert Weidemanns Heterkeit erweckender Zsupán den Haupterfolg davon. Ins Opernmäßige steigerten sich die Ensembles und die großartigen Finales der beiden ersten Akte.

Fortgesetzt wurde die Reihe komischer Bühnenwerke zu Beginn des neuen Vierteljahrs durch eine Neuinszenierung von Peter Cornelius' herrlichem »Barbier von Bagdad«. Was für eine Prachtfigur ist doch dieser so trefflicher witzig gezeichnete, philosophierende Barbier aller Barbieren Abul Hassan Ali Ebe Bekar, und welche köstliche Komödie entwickelt sich um ihn im farbenprächtigen orientalischen Märchengewand! Dazu die Musik in ihrem aparten Filzgran, ein feinsinniges Meisterwerk ersten Ranges. Den Vorwurf der Bühnenunwirksamkeit der lange verkannten Oper widerlegte die Aufführung, in der es unter Heinz Rückerts szenischer Leitung so lebendig wie nur irgend möglich herging, vollkommen. Mit offener Verehrung des Komponisten betreute Carl Schmidt-Belden liebevoll den von gemühtestefem deutschem Humor prickelnden Orchesterfaß. Schöne Anblicke boten Prof. Hans Wildermanns stilgetreue Bühnenbilder. In der Bombenrolle des aufgeblasenen ewigen Schwäfers und verschmitzten Schicksalalenkers brillierten Hans Kleinschies vollsaftiges Spiel und kerniger, dabel blesamer Baß. Als Liebeschmachtender Nurredin war Werner Mächel gut bei Tenor. Bezaubernder Reiz umwob Liselotte Bauers Margiana. Vortrefflich daneben die eifrig besorgte Bostana Charlotte Möllers und der quecksilbrige Kadl des Leipziger Aushilfskastes Hanna Fleischer. Die geschmackvoll ausgefallten Chorleistungen waren Justus Debelak zu danken.

Über Dresden kommend, wo sie ein zweitägiges Gastspiel absolvierten, berührten auf einer Tournee durch Deutschland Mitglieder der Königlichen Oper Vittorio Emanuele, Florenz, auch Breslau und führten hier das liebenswürdige Werkchen »Die heimliche Ehe« ihres in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebenden Landmannes Domenico Cimarosa auf. Sie gaben damit ein interessantes, sehr beifällig aufgenommenes Beispiel original-italienischen Parlando-Stils voll komödiantischer Laune und gefanglichem Wohlklang.

Die Reihe der Philharmonischen Konzerte hat infolge äußerer Schwierigkeiten eine kleine Unterbrechung erfahren. Das



Breslauer Messe

mit Landmaschinenmarkt

21.-25. Mai 1941

Die Messe im großen deutschen Osten

Auskunft durch Breslauer Messe- und
Ausstellungs-Aktiengef., Breslau 16

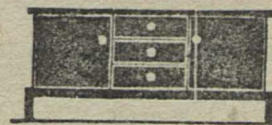
Gemälde

alter und neuer Meister
Antike und Stilmöbel / Kunst-
gegenstände / Orientteppiche

Karl Stein

Kunst- und Teppichhaus

Breslau, Tauenzienplatz 3a, Ruf 544 22



MÖBEL
INNENAUSBAU

Heinrich Hauswalf

Werkstätten und Ausstellungs-
räume: Breslau, Salzstraße 35

achte Konzert mußte ausfallen und soll später nachgeholt werden. In die Vortragsfolge des neunten teilten sich die beiden - man darf bei allen Wefeneunterschieden wohl so sagen - Romantiker Hans Pfitzner und Franz Schubert. Philipp Wüst leitete den Abend stimmungsvoll mit den Vorspielen zu den drei Akten der Oper »Palestrina« ein, worauf Georg Kulenkampff in technisch und geistig überragend hochstehender Weise das ungemein schwierige, auch für den Hörer recht anspruchsvolle Pfitznersche Violinkonzert spielte. Schuberts große C-dur-Sinfonie glich die Wogen der Erregung durch ihre schwellende Melodiosität aus.

Im vierten Kammermusikabend des Schlesiſchen Streichquartetts wählte der Komponist Prof. Max Trapp zu Gäste. Aufschlußreich zeigte die Folge von Quartett op. 22, das unsere Künstler auf dem vorjährigen Musikfest zu Görlitz bereits mit Erfolg aufgeführt hatten, und Violinsonate op. 37 die Entwicklung Trapps zu immer größerer Vertiefung seiner eindeutig klaren Schreibweise. Als ausgezeichnete Kammermusikspieler am Klavier brachte Trapp die Sonate mit unserem ihm ebenbürtigen Geiger, Konzertmeister Franz Schäfer, zu höchst fesselnder Wiedergabe. Kammermusik erlesenster Art boten einer einige auswärtige Vereinigungen, so das außerordentlich sensible Quartetto di Roma, das impulsiv triebkräftige Münchener Stroß-Quartett und der Kammermusikreis Prof. Schedt-Wenziger, letzterer zum Teil auf kostbaren, alten Instrumenten. In einem von der Zweigstelle Breslau der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft in der Aula Leopoldina unserer Universität in vornehmer, gesellschaftlichem Rahmen veranstalteten Austauschkonzert hörte man das Akademische Trio der Musikakademie Sofia. Es brachte ein c-moll-Trio des Bulgaren Lubomir Pikhov mit, das die schwermütige Weise eines Volksliedes in fünf Epochen voll eigenartigen Stimmungsreizes variiert. Hier, wie in dem folgenden H-dur-Klaviertrio von Brahms op. 8, entwickelten die Künstler, die ihre entscheidende musikalische Ausbildung in Deutschland erhalten haben, ein feinnerviges, hochkultiviertes Zusammenspiel.

Überraschend groß war nach einer Periode auffallender Zurückhaltung die Zahl der Liederabende. Drei bekannte einheimische Sängerinnen kamen mit feingewählten Programmen heraus. Die jüngste von ihnen, Carola Behr, hervorragend von dem Berliner Pianisten Gerhard Puchelt begleitet, fand für ihren frischen Sopran und ihre natürliche Vortragsgabe in Mufforgskys Zyklus »Kinderstube« das dankbarste Wirkungsfeld, die Sopranistin Elisabeth Laube setzte ihre vornehme Gesangskunst u. a. für halbvergeffene schöne Lieder von Robert Franz und Adolf Jensen ein, und die Altistin Else Evers widmete sich mit starker Innerlichkeit Gefängen des Breslauer Hermann Buchal und des Russen Rachmaninoff. Auch der junge Bariton unserer Oper, Kurt Gester, brachte sein gutes, nur nicht voll ausgenütztes Stimmmaterial in Liedern und Arten zu beachtlicher Geltung. Großformatige Muster-

Liederabende erlebte man von Franz Völker, Heinrich Schlußnus und Erna Berger. Dazu gefellten sich mehrere stürmisch gefeierte Italiener, unter ihnen die wundervolle Hochdramatische Clara Jacobo und die glänzenden Tenöre Arnaldo Luzi und Giovanni Manurita. In einem Großkonzert der Luftwaffe begeisterten die deutschen Staatsopernsänger Annelies Kupper, Willi Treffner und Hermann Niffen.

Einen schweren Stand haben jetzt während der Kriegszeit die Chöre, besonders die Männerchöre, deren Sängerbestand immermehr zusammenschrumpft. Um so erfreulicher ist es, daß es dem willigen Einsatz der in der Heimat Gebliebenen glückte, mehrere beachtenswerte große Aufführungen herauszubringen. So veranstaltete die Breslauer Sängerschaft (Sängerkreis 15 im Sängergau Schlesien) einen Abend unter dem Titel »Chorfeler des Krieges«, dessen Hauptträger der MGv. »Fidello« unter der Leitung Rudolf Bilkes war. Sehr gepflegter Chorklang wurde mehreren wertvollen neueren Werken, wie »Langemarch« von Schüler, »Schwertspruch« von Sommer, »Deutsche Sonnenwende« von Wedig und wirksam gesetzten Soldatenliedern zuteil. Der Knabenchor der Benders-Oberschule, das Musikkorps einer Fliegerhorstkommandantur und ein Sprecher ergänzten das sinnvoll gestaltete Programm. Dem nachträglichen Gedächtnis des vierzigsten Todestages Verdla galt eine imponante Wiedergabe des Verdischen »Requiem« durch den Spitzerischen Chor und sein Orchester (Leiter Dr. Heribert Ringmann). Die Aufführung mußte des Andranges wegen wiederholt werden. Das gleiche war beim Konzert des Breslauer Domchors unter Leitung von Dr. Blaschke und der hiesigen Erstaufführung des Oratoriums »Lied der Mutter« von Joseph Haas durch den MGv. »Schalk« (Dirigent Wilhelm Michalek) der Fall. Der MGv. »Motte« führte, geleitet von Karl Brauner, Haydns »Jahreszeiten« auf.

Eine erfolgreiche pädagogische Tätigkeit konnten die »Schlesiſche Landesmusikschule« mit einem Klavier- und Chorabend, das Hochschulinstitut für Musikerziehung an der Universität mit einer kleinen Bachelor (Der »Junge« und der »festliche Bach«) und die Evangelische Kirchenmusikschule mit Gesangs- und Klaviervorträgen öffentlich nachweisen.

In überaus mühsamer, langer Arbeit ist mit staatlicher Unterstützung die Orgel der Breslauer Elisabethkirche, ein ursprünglich Englisches Werk, um- und ausgebaut worden. Sie strahlt jetzt nicht nur im wiederhergestellten Glanz ihrer reichen, erweiterten Barockfassade, sondern genießt auch den Ruhm, die größte Schleifenladenorgel Deutschlands zu sein. Kantor Johannes Pierſig weihte sie mit einem umfangreichen Orgelkonzert, dem das Thema »Dreihundert Jahre deutsche Orgelmusik« zugrunde lag, und einer chorisch hervorragenden Aufführung der ungekürzten h-moll-Messe von Bach würdig ein.

Wilhelm Straußler



Neue Freianlagen

im Breslauer

ZOO

Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!



Bürobedarf jeglicher Art
Wilpert & Mohaupt

Inhaber: Werner Hartmann
Bahnhofstraße 2, I. / Ruf 50783



RESTAURANT

Schloss-Café

Inh.: Karl Oberwieser, langjähr. Pächter des Kurhauses Bad Reiner

empfeht seine be-
glichen Räume für
Familien- und
Sportlerkreise.
Anerkannt
gute Küche.

AUS DER ARBEIT DER SCHLESISCHEN NSV. IM KRIEGE

Zu den Hauptaufgaben der NSV. gehört auch in diesem un-
aufgezwungenen Kriege die Betreuung von Mutter und Kind,
und zwar um so mehr, als ja ein großer Teil der Männer einberufen
ist und auf den Müttern die ganze Sorge für die Familie allein
lastet. Dazu kommt noch, daß sehr viele Mütter werktätig sind,
entweder auf den Arbeitsplätzen ihrer eingezogenen Männer oder
auf neuen anderen Stellen kriegswichtiger Betriebe. Gerade den
Soldatenfrauen und den werktätigen Frauen zu helfen, ihnen die
Sorge um ihre Kinder während der Arbeit abzunehmen, diese in
den mannigfachen Kindergärten und Heimen zu betreuen und
gesund und in Gemeinschaft zu erziehen, ist mit eine der wesent-
lichsten Pflichten der NSV. im Kriege. An Kindergärten gab es
schon vor dem Kriege etwa 1200 in Schlefien. Zahlreiche neue
Kindergärten sind als Kriegs-, Werks-, Dauer-, Ernte- und Hilfs-
kindergärten, Krippen und Horte entstanden, und zwar in Schlefien
allein im ersten Kriegsjahr 738.

Eine der schönsten im Kriege geschaffenen Kindertagesstätten ist die
in Breslau-Ohlewiesen. Am Rand einer Siedlung nach den neuesten
Gesichtspunkten erbaut und eingerichtet, enthält das Gebäude
sonnige Räume für Säuglinge, Kindergarten- und Hortkinder,
Waschräume mit fließendem Wasser und Dufchen, eine vorbildliche
Küche und Wohn- und Schlafräume für die Schwestern, Kinder-
gärtnerinnen und Pflegerinnen. Auch dieser Kindergarten ist vor
allem für die Kinder werktätiger Mütter bestimmt.

Zu den schon in Schlefien bestehenden zwei Säuglingsheimen kamen
im ersten Kriegsjahr noch zwei weitere hinzu.

Von ganz besonderer Bedeutung sind auch im Kriege die Hilfsstellen
für Mutter und Kind, die der Beratung der werdenden Mütter, der
Hilfe für die Wöchnerinnen und der Betreuung der Säuglinge
dienen. In Schlefien gibt es zur Zeit 2200 Hilfsstellen. Hier werden
jeden Monat etwa 30 000 Frauen helfend beraten. Diese Einrichtung
umforgt jetzt auch besonders Soldatenfrauen, und viele Feldgraue
wenden sich voll Vertrauen brieflich an diese Stellen und erbitten
für ihre Frauen Rat und Hilfe. An Gemeindepflegestationen gab es vor
dem Kriege in Schlefien 759, jetzt einschließlich Ostoberschlefien 927,
so daß 178 im Kriegsjahr neu eingerichtet wurden. Sie sind mit
NSV.- und Reichsbundschwestern besetzt, denen die Wohlfahrts-
pflege in ihren Gemeinden obliegt, und die nicht nur bei Tag und
Nacht, bei Krankheit und Unfällen zur Hilfe bereit sind, sondern
außerdem in echt nationalsozialistischem Sinne die zu ihrer Gemeinde
gehörenden Volksgenossen auch seelisch betreuen und jede Sorge
mit ihnen helfend teilen. Wind und Wetter spielen für sie
keine Rolle, und auf den Brettern oder zu Fuß, zu Rad oder mit
dem Motorrad gehen sie ihrer schönen, aber schweren Berufstätigkeit
nach. Sechs Schulen stehen zur Ausbildung für die NS.-Schwester
und drei Schulen für die Freie Schwester zur Verfügung. Zwei der



AUFN.: M. LEINKAUF

ersteren wurden im Krieg neu eingerichtet. Neun Krankenhäuser
wurden mit NS.-Schwestern neu besetzt.

Auch im Kriege setzte die NSV. die Mütterverschiedung fort. Für
die Erholung der Mütter sind im Gau Schlefien sechs Mütterheime
vorhanden, schön gelegen und vorbildlich eingerichtet, in denen
erholungsbedürftigen Müttern, zum ersten Male auch aus Ostobers-
schlefien, Gelegenheit gegeben wird, neue Kräfte für ihre an-
strengende Arbeit in den Familien und den Betrieben zu sammeln
und einige unbefruchtete Wochen zu verbringen. Zwei Heime
wurden im Kriege neu geschaffen. 23 Jugenderholungsheime gibt
es für unsere heranwachsende Jugend in Schlefien. Die Kinder-
landverschiedung findet im Kriege in weitestem Maße statt. Von
außerordentlichem Wert ist vor allem auch in der Kriegszeit die
Betätigung der NSV. auf dem Gebiet der Jugendpflege, ferner der
großzügig durchgeführte NSV.-Bahnhofsdiens.

Verschiedene Sonderaufgaben wurden außerdem der NSV. im Kriege
zuteil. Gleich nach dem Einrücken der deutschen Truppen in Ost-
oberschlefien folgte die NSV. unmittelbar dem Heer, um zur
Linderung der ersten Not in den zurückgewonnenen Gebieten bei-
zutragen. Sie versorgte 400 000 Menschen täglich mit warmem Essen
und anderen Lebensmitteln. Sie half den geflüchteten Volksgenossen.
Sie betreute später die heimkehrenden Wollhyniendeutschen und
Buchenländer; sie war in Belgien und Frankreich zur Stelle zur
Versorgung der flüchtigen und notleidenden Bevölkerung; sie
organisierte zum zweiten Kriegsweiheachten das Einpacken der
Geschenke und den Versand der Päckchen für 350 000 schlefische
Soldaten.

Alle diese Aufgaben könnte die NSV. nicht durchführen ohne die
aufopfernde Arbeit der ehrenamtlichen Helfer, deren Anzahl in
Schlefien 90 000 beträgt, hauptamtlich sind nur etwa 1800 Mitarbeiter
tätig. Wenn mancher Volksgenosse vor dem Kriege noch außerhalb
der NSV. stand, so muß ihn die gewaltige Tätigkeit der NSV. im
Kriege endlich dazu veranlassen, wenigstens Mitglied zu werden
und so mitzuhelfen an der segensreichen Arbeit der NSV. Droh.

Der Zauber Shakespeare'scher Dichtung offenbarte sich bei der Neuinszenierung des »Sommer-nachts-traum« im Breslauer Schauspielhaus. Das gewaltige Werk des Dichters ist so köstlich und einmalig in seiner leuchtend bunten Fülle von Phantasie und Wirklichkeit, daß man es auf deutschen Bühnen nicht missen möchte.

Oberspielleiter Kurt Hoffmann verstand es ausgezeichnet, die Zauberstimmung, das Spiel zwischen Wirklichkeit und Traum, einzufangen und dem Zuhörer nahezubringen. Lothar Baumgarten hatte dazu prächtige Bühnenbilder entworfen. Die schauspielerischen Leistungen waren hervorragend, der Beifall des Hauses überaus herzlich.

Zu einer würdigen Ehrung von Franz Grillparzer gestaltete sich die Neuinszenierung seines Märchendramas »Der Traum ein Leben«. Was uns an diesem Stück so entzückt, ist wohl in erster Linie die romantische, orientalisb-bunte Märchenwelt, in der das Stück spielt, und der meisterhafte Aufbau der Handlung. Grillparzer, der große Sohn der Ostmark, offenbart in diesem Drama einen solchen Reichtum an Gedanken, zeigt uns so viele prächtig gezeichnete Charaktere, daß man sich nur darüber wundern kann, daß man dieses Stück erst jetzt wieder für die Bühne entdeckt hat. Die Darsteller übertrafen sich selbst und konnten den herzlichen Beifall des Hauses entgegennehmen.

Die Erstaufführung der Komödie »Aufruhr im Damenstift« von Axel Breidahl ist eine überaus originelle und lustige Angelegenheit, weil in ihm nur Frauenrollen vorkommen. Es handelt sich allerdings um Frauen, wie man sie im Leben möglichst nicht anzutreffen wünscht, nämlich um »verschrobene Jungfern«, vertrottete Stiftsdamen und andere komische Figuren. Der Dichter hat die Personen seines Stückes ganz prächtig gezeichnet. Der Zuschauer ergötzt sich an der Fülle von Wit und Spott, die Breidahl über die Insassen dieses feudalen Damenstiftes ausgießt, und freut sich diebisch, daß ein kleiner Zwischenfall etwas frische Luft in diese staubige Ahnenfaal-Ätmosphäre bringt.

Fritz Schmadel hat die Komödie sehr fauber und eindrucksvoll inszeniert. Die Darsteller boten eine schauspielerische Glanzleistung. Das Stück wurde sehr herzlich aufgenommen.

»Segel unter blauem Himmel« nennt sich die seltsame Mischung von Lustspiel und Operette, die Richard Nicolas da zusammengebraut hat. Drei Akte hindurch erlebt man eine ziemlich belanglose Handlung, die sich auf einer Segeljacht zwischen acht Personen abspielt, deren einzige Sorge es zu sein scheint, sich in den Haaren zu liegen. Fritz Schmadel führt in diesem Stück leicht und gefällig Regie. Es wurde flott gespielt. Bruno Harprecht, der Breslau nun leider auch verlassen wird, bot eine ganz famose Leistung, wie er als oller, bärbeißiger Seemann zum Gaudium des Publikums über die Bühne ging.

Eine amüsante Abendunterhaltung bringt die Erstaufführung des Lustspiels »Das lebenslängliche Kind« von Robert Neuner. Das anspruchsvolle, schwankartig aufgebaute Stück ist sehr lustig und flott geschrieben. Fritz Schmadel sorgte für eine flotte Inszenierung, so daß man die leichte Kost gern mit in Kauf nahm. Die Darsteller waren famos aufeinander eingespielt und verhalfen dem Stück zu einer guten Aufnahme.

In eine ganz andere Stimmung hinein versetzte das zweiaktige Schauspiel »Der Leutnant Vary« von Walter Erich Schäfer. Das Stück ist sehr wirkungsvoll und geschickt aufgebaut und fesselt besonders durch die spannende und heroische Handlung. Bis auf die Schlussszene, die zu überraschend kommt, gibt es kaum einen schwachen Punkt in diesem Kriminalstück, in dem eine Frau im Verlaufe einer Kriegsgerichtsverhandlung die Ehre ihres im Weltkrieg wegen Feigheit vor dem Feinde erschossenen Mannes wiederherstellt.

Das Stück knüpft an beste Theatertradition an und gibt unter der sicheren Regie Stefan Dahlens, der übrigens hier auch als Schauspieler eine gute Figur macht, sämtlichen Darstellern Gelegenheit, ihre schauspielerischen Qualitäten unter Beweis zu stellen. Das Haus folgte ergriffen der Aufführung. Herbert Lindner.




Modische
Eleganz
zeigen
stets



Halka
Flügel
Inh.: H. & R. Komraus

Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte
Zahlungserleichterung durch Kunden-Kredit

SCALARE VON HEIDENREICH



Rosen & Thale
WELTMARKE
DES PORZELLANS

www

KERAMIK UND GLAS AUS SCHULE UND PRAXIS

Neben der Schulung des Nachwuchses für die keramische Industrie wie für das Handwerk hat die Staatliche Fachschule für Keramik und Glas in Bunzlau ihre große wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung für Schlesien durch ihren unmittelbaren führenden Einfluß auf Industrie und Handwerk. In den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung hat die Schule mit der technisch-wissenschaftlichen Erarbeitung von Masse und Glasur der Industrie die zuverlässigen Grundlagen für ihre Arbeitsmethoden gegeben. Nach dem Weltkrieg hat sie neben der Pflege dieser Tradition mitgearbeitet an der Förderung der schöpferischen Kräfte des heimischen Töpferhandwerks - das »Bunzlauer Braunzeug« ist ein überzeugender Beweis dafür - und in jüngster Zeit schließlich hat sie sich noch eine weitere kulturelle Aufgabe gestellt, Einfluß zu gewinnen auf die Formgebung des Industrieerzeugnisses.

Die Ausstellung »Keramik und Glas aus Schule und Praxis«, veranstaltet von der Staatlichen keramischen Fachschule in Zusammenarbeit mit der Industrie im Awag-Haus in Breslau, die durch Regierungsrat Dr. Werner im Auftrage des Regierungspräsidenten in Liegnitz im Beisein vieler schlesischer und Berliner Ehrengäste eröffnet wurde, vermittelte einen Eindruck davon, wie diese vielseitigen Aufgaben von der Schule verantwortungsbewußt gelöst werden. Zum ersten Male wurde auch die wissenschaftlich-technische Seite ihrer Arbeit in einer Ausstellung gezeigt. Nach einer allgemeinen Richtigstellung des Begriffes Keramik, der ebenso die Kaffeetafel wie den Ziegelstein oder den Hochspannungsisolator umfaßt, neben Darstellungen der wichtigsten Fabrikationsgänge von Ziegelware, Töpferware, Steingut, Steinzeug, Porzellan und Glas wurde sogar der glückliche Versuch gemacht, die wissenschaftliche Forschungsarbeit der Schule dem Laien zu verdeutlichen durch die Aufstellung eines Vierstoffdiagramms, das eine Umwälzung der bisher rein formelmäßigen Darstellung von Mischungsverhältnissen und ihrer Schmelzresultate darstellt und augenblicklich in systematischen Versuchsreihen in der Bunzlauer Schule erarbeitet wird. Die kunsthandwerkliche Erziehungsarbeit der Schule war durch eine Fülle schönster Arbeiten vertreten, die die vielfältigen Möglichkeiten von Formgebung und Schmucktechnik des keramischen Materials, mit denen die Schüler vertraut werden, deutlich werden ließen. Wie das »Bunzlauer Braunzeug« und die Arbeiten der Schule in dieser Richtung den Einfluß für die Wahrung und Weiterentwicklung der heimischen Bunzlauer Tradition im Interesse des heimischen Handwerks beweisen, so zeigten Ofenkacheln der Tillendorfer Ofenfabrik oder die blauen Krüge von Paul und Sohn, Bunzlau, die ersten glücklichen Versuche, die Formgebung des Industrieerzeugnisses zu verbessern. Die Schau der schlesischen Industrie und des Handwerks ließ an den hier ausgewählten Stücken erkennen, daß die schlesische Industrie bereit ist, derartige Führung und Anregung anzunehmen. Die Ausstellung wird nicht nur jungen Menschen den Weg zu einem interessanten, vielfältigen und ausichtsreichen Arbeitsgebiet öffnen, sie wird auch dazu beigetragen haben, die Annäherung und Zusammenarbeit zwischen Fachschule, Industrie und Handwerk zu fördern in gemeinsamem kulturellen Verantwortungsbewußtsein.

Dr. Annemarie Schwerdt.

Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die »Drei von Frank«

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12
im Riembergshof

Konditorei Frank



Volks kunst Abteilung

Schöne Webereien
Bauernmöbel * Glas
Holz-Schnitzereien
Schmuck * Keramik
* Spielzeug *

AWAG

BRESLAU
AM TAUMENTZIENPLATZ

DER SCHLESISCHE WEINBAU... (SCHLUSS)

Wenn 1899 1403 Hektar Weinland angegeben werden, so gilt diese Zahl sicher für das ganze Grünberger Weinbaugebiet, das sich über die Kreis- und Provinzgrenzen weg ins Posenische und Märkische erstreckte. Als sich nach 1905 die Sektkellereien und Weinbrennereien auf die Verarbeitung auswärtiger Rohstoffe umstellten, war der Niedergang nicht mehr aufzuhalten. Mangel an Arbeitskräften, Kapital und Düngemitteln sowie die starke Konkurrenz auswärtiger Weine wurden damals als die Gründe angegeben. Heute nun hat Grünberg als Rest des einst so weitausgedehnten Weinbaugebietes nur noch etwa 100 Hektar Rebenland. Dazu kommen kleinere Anbauflächen in Crotten, Hundsbelle, Züllichau und bei Unruhstadt. Diese Orte liefern ihre Trauben fast durchweg nach Grünberg zur Kelterung und werden auch amtlich zum Grünberger Weinbaugebiet gehörig betrachtet. Ganz verschwunden ist der »Bomster«, der noch vor einigen Jahrzehnten viel von sich reden machte.

Mit neuem Mut und der alten Zähigkeit wird nun unter günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen die Entwicklung wieder vorwärts getrieben werden. Weinland werden sollen jetzt nur Flächen, bei denen die Sandschicht so dick ist, daß nur die tiefwurzelnde Rebe (Wurzellänge bis 12 Meter!) sie durchdringen kann. Als vordringlich wird die Sorge für einen gründlich ausgebildeten Winzernachwuchs angesehen, der einer wirtschaftlich gesicherten Zukunft entgegensteht. Grünberg wird es schaffen. Die alteingewurzelte Liebe zum Weinbau und die Tradition sind starke Triebkräfte. »Hiert's Schenken uf, denn ies es Grünbergs Ende!« sagt ein altes Gedicht. Das mag leicht übertrieben sein. Aber es ist sicher das Ende des alten, fröhlichen Grünberg mit seinem Winterbrauchtum, seiner Liederfeligkeit und einzigartigen Bürgerweinschank = Stimmung. Es darf nicht verschwinden; denn so lebt es im Heimatbewußtsein aller Schlesier. Und so soll es, dank der jetzt gebotenen Hilfe, auch weiter leben!



SCHLESIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM

Hauptchriftleiter: Karl Heinz Kreufel. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 5, Tauentzienstraße 33. Für unverlangt eingelangte Manuskripte u. Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM., einschl. 7,12 Rpf. Postzeitungsgebühr, zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.



Relief von Prof. Arno Breker, Berlin
Lieferbar in Größen: 60 cm, 45 cm u. 30 cm Durchmesser
in Eisenkunstguß, als Plakette lieferbar in den Größen:
19 cm Durchm. 4,- RM, 10 cm Durchm. 2.50 RM ab Werk

Der Führer NEUE PLASTIKEN

genehmigt von der Reichsleitung der NSDAP.

Büsten nach Modellen von Prof. Knecht
Reliefs u. Plaketten nach Modellen v. Prof. Breker

Verkaufsstellen in Schlesien:

Breslau: Juwelier Heinr. Gumpert, Gartenstr. 65, neben Capitol

Gleiwitz: Porzellanhaus Bock, Ring

Gleiwitz: Schönwälder Stickstube, Wilhelmstraße 35

Kunstgießerei Gleiwitz

Betriebsstelle der Preußischen Bergwerks- und Hütten-AG.

Gleiwitz / Kalidestraße 2



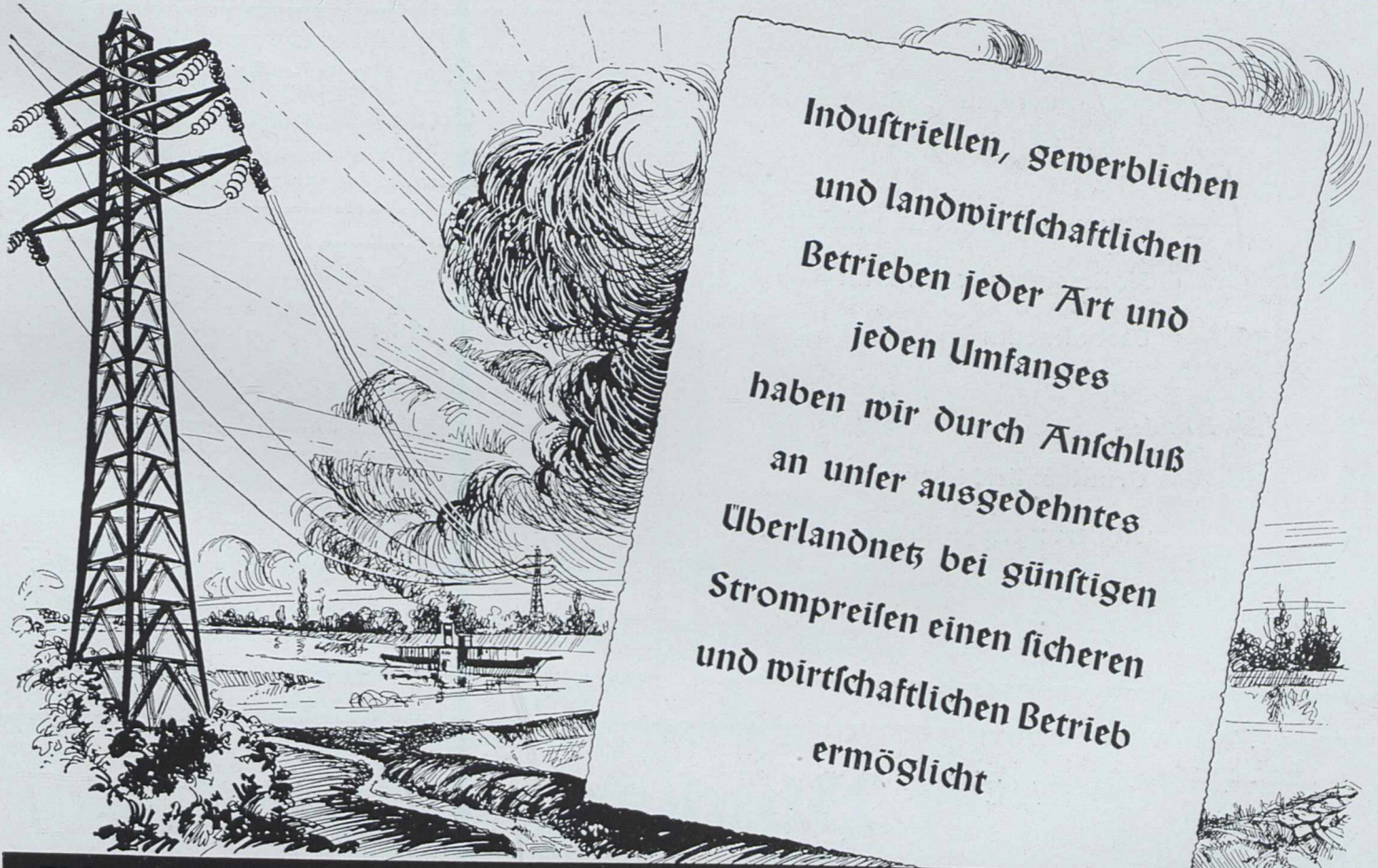


Schlesische Landeskreditanstalt

Gewährung von Hypotheken
Ausgabe von Pfandbriefen
und Schuldverschreibungen

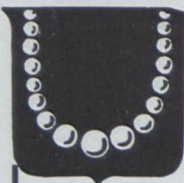
Breslau, Straße der SA. 31/33

Kattowitz, August-Schneider-Str. 3



Industriellen, gewerblichen
und landwirtschaftlichen
Betrieben jeder Art und
jeden Umfanges
haben wir durch Anschluß
an unser ausgedehntes
Überlandnetz bei günstigen
Strompreisen einen sicheren
und wirtschaftlichen Betrieb
ermöglicht

ELEKTRIZITÄTSWERK SCHLESISIEN AKTIEN-GESELLSCHAFT BRESLAU



Brillant-Schmuck
Perlen - Goldschmuck
Echtes Silber - Gute Uhren
empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



kauft ständig
hochwertige Schmuckstücke
mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
Silbergegenstände - Gold
Altes Silbergeld

40/50431



Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 572 41 - Über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Wir liefern:

Schreibmaschinen
Buchungsmaschinen
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger
Registrierkassen
Buchhaltungen

Karteien
Registraturen
Drucksachen

Feine Briefpapiere
Füllhalter
usw.

Tauentzienstraße 53

VEDAG

Vereinigte Dachpappenfabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elferplatz 1a

Liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«

Isolieranstriche Emaillit

Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen

Isolierungen gegen Feuchtigkeit

Hartgussasphalt

Strunz

Meisterbetrieb

Herrenausstatter - nur Straße der SA.12 - Haus Huthmacher

Buchhandlung

P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik
Breslau 5, Tauentzienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur
Karten der Landesaufnahme - Postkarten



Fachgeschäft für Mal- und Zeichengerätschaften
Breslau 1, Taschenstraße 29-31 · Fernruf 546 82



Besucht die schöne **Blücherstadt Kanth**

Direkt an der Autobahn-Ein- und -Ausfahrt gelegen

in **Schlesien**